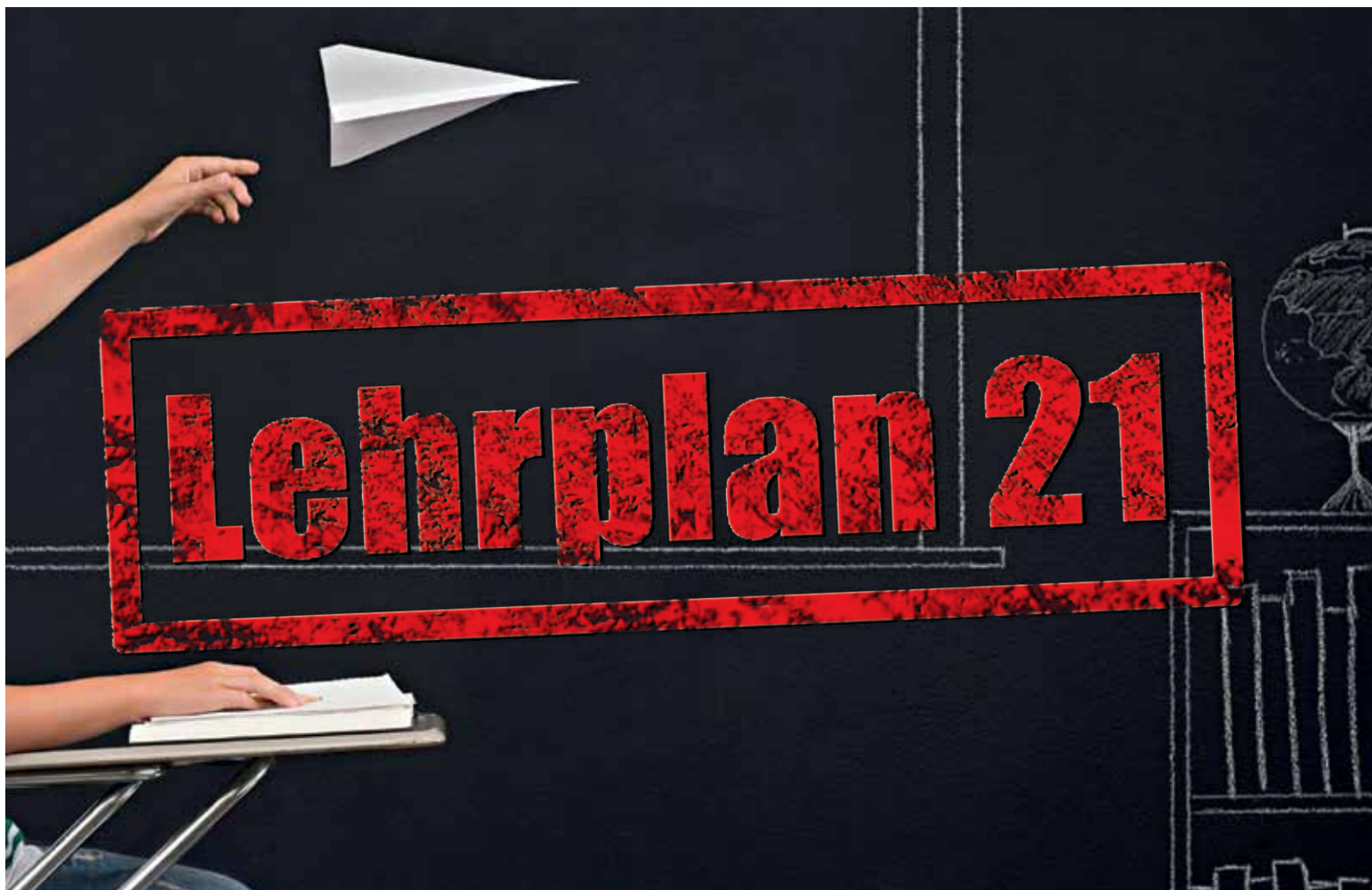


DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Volksschule auf Abwegen

Die neuste Bildungsreform setzt falsche Akzente.

Eine Analyse der Experten Mathias Binswanger und Hanspeter Amstutz

Burkhalters fremde Richter

Schafft der Bundesrat tatsächlich die Schweiz ab? *Von Markus Schär*

Nelson Mandela und sein Gefängniswärter

Der Mann, der Südafrikas Freiheitshelden im Zuchthaus bewachte.

Ein Interview von Claas Relotius





MEHR ALS NUR EIN SIGNET. EINE VERPFLICHTUNG.

DAS OFFIZIELLE ROLEX SIGNET IST AUSSCHLIESSLICH DEM ROLEX FACHHÄNDLER VORBEHALTEN. NUR ER BIETET EINE GROSSE AUSWAHL UNTERSCHIEDLICHSTER ROLEX ARMBANDUHREN UND BESITZT DIE EXPERTISE, UM DIE TECHNISCHE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DEN GLANZ EINER ROLEX DAUERHAFT ZU ERHALTEN. JEDER NEUEN ARMBANDUHR VON ROLEX LIEGT EINE GARANTIEKARTE BEI, DIE ZUGANG ZUM NAMHAFTEN WELTWEITEN NETZWERK DER OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLER GEWÄHRT.



OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER
IN 18 K WEISSGOLD

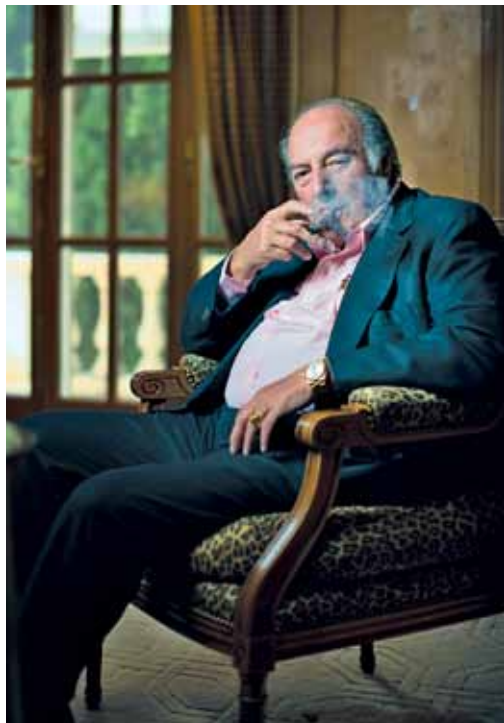
BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com



Intern

Marc Rich, der Jahrhunderthändler, wurde letzten Donnerstag in einem Kibbuz in der Nähe von Tel Aviv beerdigt, dort, wo schon seine Tochter Gabrielle begraben liegt. Sie war 1996 an Leukämie gestorben. Der Milliardär hatte sich, sagt ein enger Freund, ein Begräbnis im engsten Familien- und Freundeskreis gewünscht, ohne Pomp und Prominenz. Entgegen vieler Medienberichte, die von ihm das Bild eines grossspurigen Lebemanns zeichnen, war Marc Rich ein stiller, fast scheuer Mensch, der mit leiser Stimme sprach. So erlebte ihn unser Autor Daniel Ammann, der Richs Biografie schrieb. Als Ammann ihn vor



Vermächtnis: Marc Rich (1934–2013).

sechs Jahren zum ersten Mal traf, fuhr Rich einen Subaru Legacy, einen unscheinbaren, soliden Mittelklassewagen, der schon viele Jahre auf den Rädern hatte. Auch sonst war in Richs Leben vieles nicht so, wie es auf den ersten Blick schien. Daniel Ammann über das Vermächtnis des «King of Oil», der die Schweiz zu einer Weltmacht im Rohstoffhandel machte: **Seite 32**

Nelson Mandela liegt im Sterben, heisst es aus Südafrika. Während sich ein ganzes Land auf den Tod seines Nationalhelden vorbereitet und sogar US-Präsident Barack Obama für einen letzten Besuch nach Pretoria reiste, sprach unser Reporter Claas Relotius mit einem Mann, der Mandela vielleicht besser kennengelernt hat als jeder andere: Der ehemalige Gefängnisaufseher Christo Brand bewachte Südafrikas späteren Präsidenten von 1978 bis zur Freilassung 1990 und wurde in

dieser Zeit zu dessen engstem Vertrauten. Im Gespräch erinnerte sich Brand nicht nur an viele Details des Haftalltags zu Zeiten der Apartheid, sondern auch an einen Mann, der für einen verurteilten Terroristen ungewöhnlich zugewandt erschien – und sogar in seinen dunkelsten Stunden den Gedanken der Veröhnung in sich trug. **Seite 44**

Viele reden vom Gripen-Kampfjet, der den hoffnungslos veralteten Tiger ersetzen soll –



«Your Command»: Gripen-Pilot Baur.

die *Weltwoche* wollte den heiss umstrittenen Vogel aus Schweden einmal näher erleben. Vor über zwei Jahren nahm Urs Gehrigger den ersten Anlauf, im Frühling 2012 bekam er grünes Licht von der Herstellerfirma Saab. Alles war geplant, doch das VBS verhinderte den Flug in letzter Minute (wie sich später herausstellte, war man in Bern fälschlicherweise davon ausgegangen, dass Saab unseren Kollegen im geheimen Prototyp der neusten Gripen-Version mitfliegen lasse). Diese Woche hat es nun geklappt: Reporter Alex Baur durfte den Kampfjet über Schweden eine Stunde lang testen. Baur, der zwar über eine Lizenz für Propeller-Flugzeuge verfügt, hatte selber nicht damit gerechnet, den Steuerknüppel des topmodernen Kampfjets je einmal selber bedienen zu dürfen. Doch kaum war der Flieger in der Luft, übergab ihm der schwedische Testpilot Jakob Högberg überraschend das Steuer: «Your Command». Nach einem Überschallflug an den Rand der Stratosphäre und Tiefflugmanövern über der Ostsee setzte unser Hobbypilot den 100 Millionen Franken teuren Jet sogar sanft auf der Landebahn in Linköping auf. **Seite 54**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antonovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Max Raabe & Palast-Orchester

Geniessen Sie Max Raabes neues Live-Programm «Für Frauen ist das kein Problem». Am 13. September 2013 in der Event-Halle der Messe Basel sowie am 14. und 15. September 2013 im Kongresshaus Zürich.



Über Frauen und die Liebe
Gemeinsam mit dem Palast-Orchester und seinem Pianisten und Arrangeur Christoph Israel gibt Max Raabe seit vielen Jahren Konzerte auf der ganzen Welt und ist inzwischen Deutschlands erfolgreichster Musikexport.

Frauen sind das Hauptthema der neuen Songs, die er zusammen mit Annette Humpe (Ideal; Ich + Ich) geschrieben hat. Es sind fast alles Liebeslieder. Und weil die Liebe manchmal weh tun kann, fehlt auch nicht der Humor. Denn ein Lachen verwandelt das Liebesleid in eine schwebende, oft heitere Erinnerung.

Max Raabe gehört zu den seltenen Musikern, die sich ihren eigenen, unverwechselbaren Stil geschaffen haben. Mit seiner Hommage an die elegante, witzige Schlagermusik der 1920er und 1930er Jahre hat er das klassische Genre wiederbelebt. Seine Lieder sind oft wehmütig, aber immer leicht und voller Gefühl.

Weltwoche Spezialangebot

Max Raabe & Palast-Orchester

Fr, 13. 9. 2013: Messe Basel, Event-Halle, 20 Uhr
Sa, 14. 9. 2013: Kongresshaus Zürich, 20 Uhr
So, 15. 9. 2013: Kongresshaus Zürich, 19 Uhr

Die Weltwoche verlost pro Konzertabend 3x2 Tickets!

Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung zur Teilnahme an der Verlosung.

Senden Sie bis 17. Juli 2013 eine E-Mail an maxraabe@weltwoche.ch mit folgenden Angaben:

- Gewünschtes Konzert/Datum (nur eine Nennung möglich)
- Ihre Adresse
- Ihre Kunden-/GP-Nummer

Veranstalter

www.actnews.ch

Weitere Infos und Tickets über www.actnews.ch und an allen Vorverkaufsstellen von Ticketcorner.ch, Ticketcorner-Hotline 0900 800 800 (Fr. 1.19/min, Festnetztarif)

www.weltwoche.ch/platinclub



Big Data

Datenaffäre, Schweizer Franken, Rossier, Burkhalter, Dekadenz.

Von Roger Köppel

Spione spionieren, meistens im Ausland. Dass Geheimdienste fremde Regierungen und Behörden aushorchen, beschatten und überwachen, auch angeblich befreundete, kann niemanden überraschen, der sich flüchtig mit der Materie beschäftigt hat. Die weltweite, von Washington ausgehende Schnüffelaffäre ist ein anschaulicher Beleg dafür, dass auch im Zeitalter des *global village* und der eindrucksvollen Politikerverbrüderungen vor den Kameras nationale Interessen unausrottbar dominieren. Misstrauen regiert zwischen allen Staaten. Das ist nicht verwerflich, sondern menschlich. Als er kürzlich in Berlin war, trat Obama öffentlich vor einer schusssicheren Glasplatte auf: Die Nähe, die hier inszeniert wurde, war keine. Das Bild veranschaulicht die politische Lage. Die Welt wächst nicht zur grossen Gemeinschaft zusammen. Sie bleibt, zum Glück, in unterschiedliche Gruppen gegliedert, die sich freundlich die Hände schütteln, um am Ende ihren eigenen Interessen zu folgen.

Eisern hält die Nationalbank an der Schwächung des Schweizer Frankens fest. Ganz ursprünglich wurde die Landeswährung an den Euro gezurrt, um der Exportindustrie ein Blutbad zu ersparen. Gleichzeitig herrschte die Hoffnung, der Euro werde sich irgendwann auf- und der angeblich irrational überbewertete Franken wieder abwerten. Auf diesem Argument beruhte letztlich die Anbindung, in Anlehnung vielleicht an die Situation in den siebziger Jahren, als man gegenüber der damaligen D-Mark mit Erfolg eine ähnliche Anketzung lanciert hatte. Jetzt aber die Frage: Was passiert, wenn die hochverschuldeten Euro-Staaten ihren Schuldenberg weginflationieren durch eine mutwillige Schwächung des Euro? Die von der SNB erhoffte Aufwertung bliebe aus, die Schweiz drohte in einem Meer geschöpfter Franken zu ertrinken. Kluge Leute auf dem Finanzplatz befürchten ein Scheitern der Frankenanbindung, weil die EU genau das tun werde, was die Schweiz nicht verkräften könne: eine Dauerschwächung des Euro zur Linderung der Schuldenlast.

Ein zweites Fragezeichen: Natürlich kann eine rasante Aufwertung einer Währung einer Exportindustrie grossen Schaden zufügen. Deswegen allerdings ist nicht automatisch das Argument richtig, dass schwache Währungen den Exporterfolg verbürgen. Tatsache ist viel-



«Nicht verwerflich, sondern menschlich».

mehr: Die erfolgreichsten Exportländer waren meistens Länder mit starken Währungen, die USA, Deutschland, Japan, die Schweiz. Japan verkräftete massive Aufwertungen des Yen, auch die Schweiz meldete bis zuletzt hervorragende Exportergebnisse trotz dem angeblich noch immer pathologisch überbewerteten Franken.

Wäre die Schwachwährungstheorie richtig, wären früher Griechenland, Italien oder Spanien Exportweltmeister geworden. So logisch die Rechtfertigungen klingen mögen, welche die intelligentesten Schweizer Notenbanker zur Frankenschwächung abgeben, irgendwie ist es intuitionswidrig, die Begriffe Exporterfolg und Schwachwährung gedanklich zu versöhnen.

Staatssekretär Rossier, der wichtigste Unterhändler der Schweiz, prägte mit geradezu frivoler Offenherzigkeit die Formel: «Ja, es sind fremde Richter, es geht aber auch um fremdes Recht.» Damit meinte der Diplomat die EU und ihre Beziehungen zum Nichtmitgliedsland Schweiz. Er rechtfertigte mit seinem Satz die von ihm massgeblich mitersonnenen Pläne, die Schweiz in bilateralen Fragen der Hoheit des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) in Luxemburg zu unterstellen. Was einleuchtend klingt, ist allerdings grundfalsch. Die Schweiz und die EU haben bilaterale Verträge unterschrieben, die nicht fremdes, sondern gemeinsames Recht verbriefen. Kommt es zu Meinungsunterschieden, sollten sich die beiden Parteien der Autorität eines gleichberechtigt besetzten Schiedsgerichts unterstellen mit einem neutralen Präsidenten. Die Behauptung, die Schweiz habe sich durch die bilateralen Verträge bereits der Autorität

fremder Richter unterworfen, ist das wohl erstaunlichste Eingeständnis absichtlicher Ohnmacht, das ein Schweizer Spitzendiplomat jemals von sich gegeben hat.

Die Schweiz sollte dem amerikanischen Ex-Geheimdienstler Edward Snowden kein politisches Asyl gewähren, und zwar aus zwei Gründen. Erstens: Snowden hat durch seinen Geheimnisverrat die Gesetze seines eigenen Staats verletzt, vielleicht aus höheren moralischen oder verfassungstreuen Motiven. Wenn es so ist, muss Snowden die Konsequenzen ertragen. Die USA sind, nach wie vor, ein Rechtsstaat und kein Unrechtsregime, das seine Mitbürger willkürlichen Verfolgungen aussetzt. Snowden ist kein politischer Flüchtling, sondern ein Rechtsbrecher aus angeblichen Gewissensgründen. Er sollte sich stellen. Zweitens: Zur Neutralitätspolitik gehört die Kunst der Diskretion. Man vermeidet, vor allem gegenüber befreundeten Staaten, zu welchen man die USA trotz ein paar Irritationen im Steuerstreit noch zählen darf, unnötige Provokationen. Die Asylvergabe an Snowden wäre eine solche und damit realpolitisch unsinnig. Es würde der Schweiz nichts bringen, es würde ihr nur schaden.

Der *Tages-Anzeiger* bezeichnet das Vorhaben von Bundesrat Didier Burkhalter, die Schweiz im Sinne seines Unterhändlers Rossier («fremde Richter») der auswärtigen EU-Gerichtbarkeit zu unterstellen, als «mutig». Was ist so mutig daran, wenn sich ein unabhängiges Land fremden Richtern unterwirft? Natürlich nichts. Eine Unterwerfung zeichnet sich in den meisten Fällen durch einen augenfälligen Mangel an Mut seitens der sich unterwerfenden Partei aus. Wenn Journalisten Wortinhalte verdrehen und Bedeutungen umdeuten, wenn sie Mutlosigkeit in Mut umschreiben, kann man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass der beschriebene Vorgang verschärfter bürgerlicher Wachsamkeit bedarf.

Kann das unablässige, anhaltende Nachgeben des Bundesrats und vieler massgeblicher Eliten gegenüber ausländischen Forderungen als Folge eines fortschreitenden Zivilisationsprozesses verstanden werden, wobei unter Zivilisation ein Vorgang zunehmender Verflechtung verstanden wird? Oder handelt es sich einfach um Dekadenz, wonach sich die Schweiz heute so verhält wie die vierte Generation einer einst dynamischen Industriefamilie, deren Angehörige vergessen haben, wie man Geld verdient, sich aber aufs Ausgeben umso besser verstehen? Ich glaube, die zweite These stimmt. Viele Schweizer haben vergessen, warum die Schweiz reich wurde. Sie sehen die institutionellen Voraussetzungen des Schweizer Wohlstands nicht mehr.



Geheime Mission: Bankier Somary. Seite 34



«Kompetenzorientierter» Lehrplan: Seite 14



Hohes Risiko: Sauber-Chefin Kaltenborn. Seite 28



EU–Schweiz: Wie weiter? Seite 24

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Wer spart, ist selber schuld

11 Im Auge Bernard Tapie, Glücksritter

12 Steuern Klagen über hohe Benzinpreise

12 Deutschland Wütende Spione

13 Personenkontrolle Dengler, Hitz, Spillmann, Poretti etc.

13 Nachruf Gyula Horn, Politiker

14 **Lehrplan 21: Volksschule auf Abwegen**

Die Illusion, kompetentere Menschen heranzubilden

16 **«Mit der Schule die Welt verändern»**

Bildungspolitiker Hanspeter Amstutz zum Lehrplan 21

18 Die Deutschen Nackt im Brunnen

18 Wirtschaft Ein paar Vorschläge für Einsparungen

19 Ausland Temperierte Empörung

20 Mörgeli Kassensturz im Kinderland

20 Bodenmann Lenin neu an der Snowden-Gasse 14?

21 Medien Geile Zeile

21 Schlag Flaschenhals

22 Leserbriefe/ Darf man das?

Hintergrund

24 **Burkhalters fremde Richter**

Will der Aussenminister das Land in die EU führen?

26 Justiz Blocher irrt

28 **Chefin im Schonraum**

Frauen in Führungspositionen: Der Absturz ist programmiert

30 **Luftkampf um das Rettungsmonopol**

Die Manöver der Schweizerischen Rettungsflugwacht (Rega)

32 **Das Vermächtnis des «King of Oil»**

Dank Marc Rich, der vergangene Woche starb, ist die Schweiz eine Weltmacht im Rohstoffhandel

34 **Der Mann, der die Zukunft fühlte**

Wie ein Schweizer fast den Ersten Weltkrieg verhinderte

40 **Werkzeuge der Repression**

Amerikanische Geheimdienste gefährden die Freiheit, die sie zu schützen vorgeben

42 Zeitgeschichte *Weltwoche*-Artikel vom 28. Februar 1973

43 Brief aus Berlin Fürstin Merkel

48 **Schmelzende Argumente**

So viele Eisbären wie heute gab es lange nicht mehr

50 **Der Charme der Unvernunft**

Das irrationale Denken des modernen Menschen

52 **Scharfe Thriller-Cocktails**

Spannende Lektüre für heisse Sommertage

54 **Mein Jungfernflug mit dem Gripen**

Die *Weltwoche* hat den neuen Kampffjet der Schweizer Armee in Schweden getestet



Für die Liebe zur Natur.

Als Schweizer Bio-Pionierin lässt Coop das grüne Herz der Schweiz höher schlagen. Mit mehr als 1'600 Naturaplan-Produkten in über 800 Filialen. Seit 1993 setzt Coop Naturaplan voll auf die Knospe von Bio Suisse. Und steht damit für Bio ohne Kompromisse. Für die Liebe zur Natur und für den täglichen Genuss. Feiern Sie mit uns 20 Jahre Naturaplan. www.naturaplan.ch

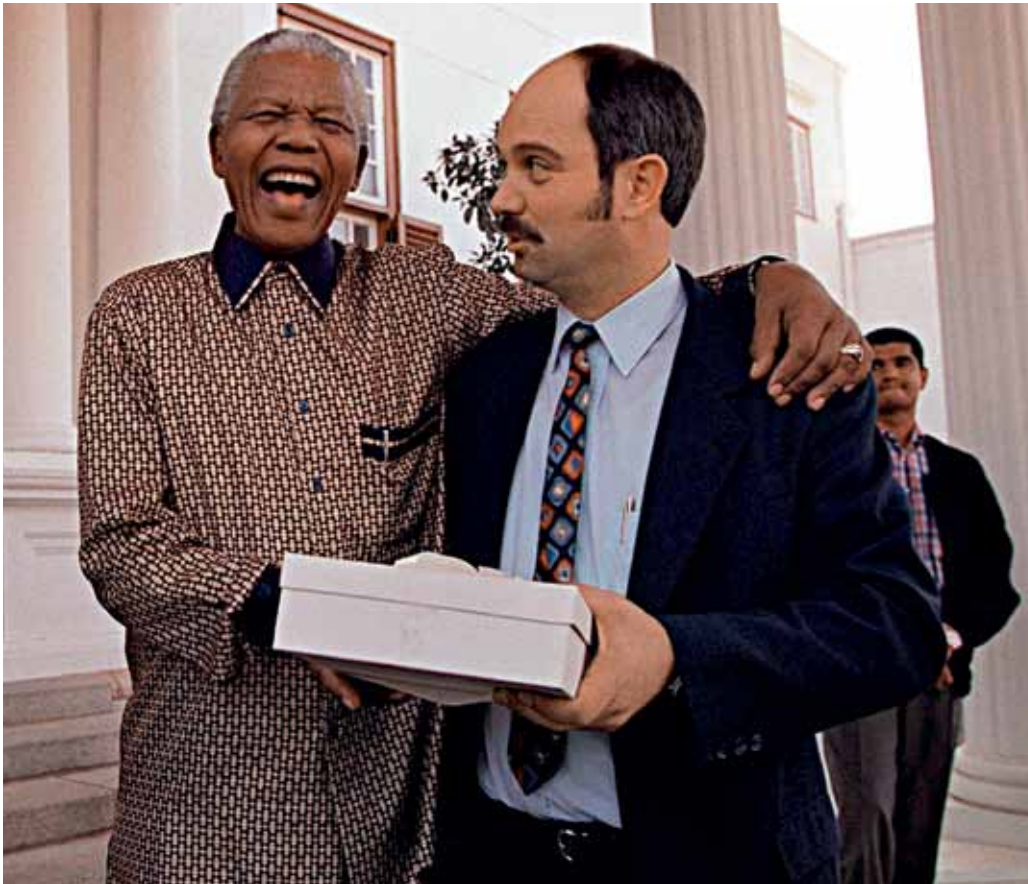


naturaplan



coop

Für mich und dich.



«Es war schwer, ihm nicht zuzuhören»: Christo Brand (r.) mit Nelson Mandela. Seite 44

Interview

44 «Wir alle stehen in seiner Schuld»

Christo Brand war zwölf Jahre lang der Gefängnisaufseher Nelson Mandelas – und wurde dadurch zum engsten Vertrauten von Südafrikas späterem Präsidenten

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Félix Vallotton, Maler

58 Bestseller

58 Der Mann, der Marilyns Chiffon war

Marilyn Monroe machte Bert Stern zum ersten Pop-Fotografen des 20. Jahrhunderts. Nachruf auf den «Mad Man» der Werbefotografie

59 Jazz Vincent Peirani

60 Top 10

60 DVD «Bleak House»

61 Fernseh-Kritik «Medienclub»

62 Namen Von Philippe Gaydoul bis Rolf Knie

63 Hochzeit Cornelia Ackermann und Henrik Gloor

63 Thiel Aus den Betten!

64 Wein Jean-Philippe Janoueix: Château Le Conseiller 2009

64 Die Besten Alarmierend rot und sinnlich

65 Auto Andreas Caminada im Audi RS 5 Cabriolet

66 MvH trifft Umberto Angeloni

Autoren in dieser Ausgabe

Mathias Binswanger



Der renommierte Ökonom ist Professor für Volkswirtschaftslehre, Buchautor und Kolumnist. In seinem Artikel über den Lehrplan 21 schreibt Binswanger, warum er das Ansinnen, Volksschüler von oben herab zu kompetenten Menschen heranzubilden, für illusorisch hält. Seite 14

Tobias Straumann



Der Wirtschaftshistoriker und Privatdozent an der Universität Zürich gilt als profunder Kenner der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. In dieser Ausgabe erinnert er an den Zürcher Bankier Felix Somary, der beinahe den Ersten Weltkrieg verhindern konnte. Seite 34

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Pressse:

■ Erbschaftssteuer

Verfassungswidrige Initiative

■ Grafische Industrie

GAV-Revolution der Drucker

■ Avenir Suisse

Multis wirklich über alles?

www.gewerbezeitung.ch



yoo
Inspired by
STARCK

yoo wollerau inspired by Starck. exclusive living for you.

**Erstmals und exklusiv in der Schweiz
„yoo inspired by Starck“.**

In Wollerau entstehen 18 aussergewöhnliche Eigentumswohnungen und drei Ateliers mit hochwertiger Innenausstattung und einer exklusiven Wellness- Fitnessanlage mit Outdoor-Pool.

Tel. +41 44 485 50 00
contact@yoowollerau.com

www.yoowollerau.com

yoo wollerau

PEACH
PROPERTY GROUP





RADIO MONTE CARLO

C'EST CHIC

Im Kabelnetz, auf www.radiomontecarlo.ch
und jetzt neu auch auf dem iPhone

Wer spart, ist selber schuld

Von Alex Baur — Die Kosten für Ergänzungsleistungen an IV- und AHV-Rentner laufen aus dem Ruder. Der Fehler im System: Bei niedrigen Einkommen lohnt sich Sparen auf das Alter nicht.



Die Hemmschwelle sinkt: 12 Prozent der AHV-Rentner kassieren Ergänzungsleistungen.

Seit Jahren weist die Schweiz Wachstumsraten aus, wie man sie sonst aus China kennt – nur leider nicht bei der Produktivität, sondern bei den Sozialausgaben. Gemäss Bundesamt für Statistik hat der Staat 2011 gegenüber dem Vorjahr erneut 5,9 Prozent mehr für «bedarfsabhängige Sozialleistungen» ausgegeben. Gemeint sind damit Zahlungen, die nicht von einer Sozialversicherung gedeckt werden und die jedermann ein «Existenzminimum» garantieren sollen. Insgesamt werden mittlerweile unter diesem Titel Jahr für Jahr mehr als 12 Milliarden Franken verteilt. Das ist fast dreimal so viel Geld, wie für die Armee aufgewendet wird.

Allein die Prämienverbilligungen für die Krankenkassen, die ebenfalls in diesen Bereich fallen, belaufen sich inzwischen auf jährlich 4,3 Milliarden Franken. Dies entspricht einer Steigerung von 40 Prozent über die letzten acht Jahre. Ähnlich dramatisch ist die Kostenexplosion bei den Ergänzungsleistungen (EL) für IV- und AHV-Rentner. Wurden vor zwanzig Jahren unter diesem Titel noch 1,89 Milliarden Franken (1992) ausgeschüttet, waren es letztes Jahr 4,44 Milliarden. Nur schon in den letzten zehn Jahren stiegen die EL-Ausgaben um 43 Prozent. Fast die Hälfte der Zusatzleistungen wird an IV-Bezüger verteilt, der Rest geht an AHV-Rentner.

Beanspruchten zur Jahrtausendwende noch 202 700 Rentner Ergänzungsleistungen, waren

es letztes Jahr 295 200 – eine Steigerung um fast die Hälfte. Mittlerweile kassieren 12 Prozent der AHV-Rentner Ergänzungsleistungen, bei den IV-Bezügern sind es gar 41,3 Prozent. Während sich bei der IV In- und Ausländer etwa die Waage halten, ist im Bereich der AHV-Renten der Anteil bei den Ausländern (23,7 %) etwa doppelt so hoch wie bei den Schweizern (11 %). Doch über die Jahre haben auch die Schweizer zugelegt.

«Man holt sich, was zu holen ist»

Zum Teil mag dies mit der gestiegenen Anzahl Einbürgerungen zu erklären sein. Aber nicht nur. In der Praxis hat sich gezeigt, dass bei allen Bevölkerungsgruppen die Hemmungen gesunken sind, Sozialgelder einzufordern. «Auch Schweizer identifizieren sich immer weniger mit ihrem Staat», erklärt beispielsweise Annemarie Lanker, die langjährige und mittlerweile pensionierte Leiterin des Berner Sozialdienstes: «Man holt sich, was zu holen ist.» Und wenn der Nachbar kassiert – ja, warum soll man dann selber nicht auch zugreifen? Wer spart, ist selber schuld.

In der Schweiz haben unter Umständen sogar Hausbesitzer Anrecht auf Sozialhilfe. Wer ein grösseres Vermögen hat, der verschenkt es am besten frühzeitig an seine Erben. Der Trick ist bekannt. Theoretisch können die Sozialämter

» Fortsetzung auf Seite 12

Jagd auf den Tresor



Bernard Tapie, Glücksritter

Mais non, das Altersruhekissen passt nicht zu ihm. Der charmante Grosskotz Bernard («Nanard») Tapie, inzwischen 70, schaukelt mit einer Jacht, die er «Reborn», Wiedergeburt, taufte, auf den Meereswellen. Herrschaftliches Stadtpalais in Paris, Zweitvilla auf dem Lande, Sommerhaus in Saint-Tropez. Den Privatjet hat er, sicherheitshalber, auf Malta stationiert.

Und alles auf Staatskosten! Seine Besitztümer hat Monsieur Tapie zwar juristisch verhüllt und verfremdet wie der Verpackungskünstler Christo den Pont-Neuf. Aber das Kapital ist real, 403 Millionen Euro schüttete die Republik vor fünf Jahren als Entschädigung und Wiedergutmachung mitsamt Zinsen für ein altes Unrecht aus. Der Crédit Lyonnais hatte 1993 den überschuldeten Eigentümer des Sportartiklers Adidas zwangsexekutiert und mit 472 Millionen heutigen Euro abgefunden. Einige Monate später überliessen die Banquiers den Konzern für das Doppelte dem Financier Robert Louis-Dreyfus, der dann mit dem Börsengang Milliarden einstrich. Für Tapie ein Déjà-vu: Der Tausendsassa, der in seiner Jugend Fernseher verkaufte und Schlager sang, wurde in den achtziger Jahren erstmals sehr reich als Wunderheiler maroder Firmen. Präsident Mitterrand belohnte seinen Stimmenfänger sogar mit einem Ministeramt.

Nanard war pleite. Abgeschrieben. Aber auch der Crédit Lyonnais wurde nach Riesenverlusten liquidiert. Tapie verklagte den Staat als Rechtsnachfolger der Bank. Der einstige Maire von Marseille schlug sich als Schauspieler durch, wechselte das politische Pferd und trommelte 2007 für seinen neuen Freund Sarkozy. Sein Glücksstern begann wieder zu strahlen: Die damalige Wirtschaftsministerin Christine Lagarde, heute Chefin des Internationalen Währungsfonds, berief ein aussergerichtliches Schiedsgericht, das Tapie das rekordhohe Schmerzensgeld zusprach. Doch heute regiert mit François Hollande die Linke, Frankreich ist klamm, und die Justiz hat *la chasse au trésor* aufgenommen, die Schnitzeljagd auf Nanards Schatz. Der Staatsanwalt riecht eine Verschwörung, bandenmässigen Betrug, mutmasslich organisiert von höchster Stelle. Peter Hartmann

auf die Angehörigen Regress nehmen. Doch je weiter die Schenkung zurückliegt, desto seltener geschieht dies in der Praxis. 2007 hatte sich das Bundesgericht mit dem Fall eines 84-jährigen Bündners zu befassen, der sein Haus sieben Jahre zuvor an seine Erben verschenkt hatte, wobei er sich ein lebenslängliches Wohnrecht zusichern liess. Die Richter kamen zum Schluss, dass dem Mann zwar die Ergänzungsleistung gekürzt werden darf – jedoch nicht die nur unwesentlich tiefere Sozialhilfe. Der Staat zahlt so oder so, die Erben können sich freuen.

Die Verlagerung von einer Kasse in die andere ist ein notorisches Phänomen in unserem Sozialsystem. So nehmen zwar immer mehr Arbeitnehmer durch eine frühzeitige Pensionierung eine tiefere Rente in Kauf – und kassieren die Differenz dann gleich via Ergänzungsleistungen. Dasselbe gilt für die Teilrenten und Sparbemühungen bei der IV. Sie haben oft bloss symbolischen Charakter, denn am Ende gibt es einfach mehr Sozialgelder.

Selbst Rentner, die sich ihre Pensionskasse auszahlen lassen, das Geld verjubeln und danach beim Staat die hohle Hand machen, haben ein Anrecht auf Ergänzungsleistungen. Dies entschied das Bundesgericht im Fall eines 39-jährigen IV-Rentners aus dem Kanton Zug, der sich über 140 000 Franken Pensionsgelder auszahlen liess, um diese in Casino-Besuche, Partys und Ferienreisen zu investieren. Das Gesetz biete «keine gesetzliche Handhabe für eine wie auch immer geartete Lebensführungskontrolle», erklärte das höchste Gericht in einem anderen Fall, in dem eine Rentnerin ihre Freizügigkeitsleistung innerhalb von 15 Monaten auf Weltreisen verprasst hatte.

Das mögen extreme Einzelfälle sein. Mittlerweile räumt aber sogar die schweizerische Sozialhilfekonferenz (Skos) ein, dass es auch bei den Ergänzungsleistungen einen sogenannten Schwelleneffekt gibt, wie man ihn bereits von der Sozialhilfe her kennt. Im Klartext: Dank den Ergänzungsleistungen haben viele Rentner aus Tieflohnbranchen nach ihrer Pensionierung ein höheres Einkommen als zuvor. Wer auf sein Alter spart, der hat unter Umständen weniger Geld zur Verfügung als einer, der seinen Lohn verpulvert und dann beim Staat kassiert.

Das Problem liegt, wie bei der Sozialhilfe, bei den viel zu hohen Ansätzen. Gemessen am europäischen Umfeld, bewegen sich die Schweizer Vorstellungen von Armut und Existenzminimum in astronomischen Sphären. Hier beginnt eine Zeitbombe zu ticken, deren Ausmass noch schwer abzuschätzen ist. Wie das Bundesgericht bereits im April 2007 entschieden hat (Urteil P15/06), sind EU-Bürger als Folge der Personenfreizügigkeit bei den Ergänzungsleistungen den Schweizern gleichgestellt. Wie lange geht es wohl noch, bis unsere lieben Nachbarn das merken?

Steuern

Waldsterben

Von Roger Köppel — Zu Recht beklagen sich die Autofahrer über höhere Benzinpreise.

Ja, man darf Verständnis haben für die Klagen der Autofreunde, die der Meinung sind, sie werden überdurchschnittlich zur Kasse gebeten, ausgenommen, wie Milchkuhe gemolken, so der sinnige Titel einer entsprechenden Initiative. Natürlich haben auch die Gegner ein bisschen recht: Alle Abgaben auf dem motorisierten Strassenverkehr sind bisher demokratisch beschlossen worden. Wenn der Schweizer will, dass die Autos eine manische Förderung des öffentlichen Verkehrs finanzieren müssen, dann ist es sein Recht, es so zu beschliessen, vorausgesetzt, die Mehrheit stimmt zu.

Wenden wir uns aber den strittigen Punkten zu: Der Bundesrat will den Benzinpreis um 15 Rappen verteuern, um damit die Verbesserung der Strasseninfrastruktur zu finanzieren. Das klingt gar nicht unvernünftig, blendet aber eine wichtige Tatsache aus: Die Strasse generiert heute jährliche Steuern und Abgaben von zehn Milliarden Franken. Davon werden lediglich 2,9 Milliarden Franken in die Strassen



Spätfolgen: Verkehrsministerin Leuthard.

reinvestiert, der Rest von 7,1 Milliarden Franken fliesst in andere Kassen.

Die Automobilisten stellen sich auf den nachvollziehbaren Standpunkt: Bevor man das Benzin zusätzlich besteuert, soll wenigstens ein Teil jener 7,1 Milliarden auf die Strassen zurückgelenkt werden, nicht alles, lediglich 1,5 Milliarden. Das ist nicht überzogen; es wäre eine verursachergerechte Verwendung der Mittel.

Warum glaube ich, dass die Milchkuh-Initiative trotzdem scheitern wird? Weil die heutige, auf einseitige Subventionierung des Schienenverkehrs ausgerichtete Politik eine unzerstörbare Spätfolge jenes Waldsterbens ist, das zwar nicht stattgefunden hat, für das aber die Autofahrer noch immer bezahlen müssen. Die Welt bleibt ein irrationaler Ort.

Deutschland

Wütende Spione

Von Florian Schwab — Die deutsche Politik empört sich über die NSA – ausgerechnet.

Die von Edward Snowden publik gemachten Abhöraktionen der britischen und amerikanischen Geheimdienste haben in der deutschen Politik helles Entsetzen hervorgeufen. «Das ist inakzeptabel, das geht gar nicht», äusserte Bundeskanzlerin Angela Merks Sprachrohr, Regierungssprecher Steffen Seibert, als Antwort auf die Enthüllung, dass wohl auch deutsche Regierungseinrichtungen zu den Zielscheiben des amerikanischen Geheimdienstes NSA gehörten.

Auch Gauck missfällt es

Die politische Empörung über die Überwachung von Bürgern und staatlichen Einrichtungen in Deutschland kennt kaum Grenzen. SPD-Chef Sigmar Gabriel will herausfinden, was Merkel über die Abhörprogramme wusste, und Merks Verbraucherministerin Ilse Aigner stellt das geplante Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA zur Diskussion. Bundespräsident Joachim Gauck schulmeistert die USA mit den Worten ihres eigenen Gründungsvaters Benjamin Franklin: «Wer die Freiheit aufgibt, um Sicherheit zu gewinnen, wird am Ende beides verlieren.»

Man könnte dies als Akt der väterlichen Fürsorge des deutschen Staates gegenüber seinen Einwohnern und Amtsstuben deuten, wären da nicht einige Vorkommnisse mit Daten-CDs: Die deutschen Behörden kaufen in schöner Regelmässigkeit CDs mit den Kontodaten von deutschen Kunden bei ausländischen Banken. Es geht um Tausende Namen. Involviert ist oftmals auch der deutsche Nachrichtendienst. Dass die Kundendaten unrechtmässig entwendet wurden, spielt selbst nach höchstrichterlicher Rechtsprechung in Deutschland keine Rolle. Überhaupt hat die Steuerfahndung schier unbegrenzte Befugnisse.

Nach Ansicht der Schweizer Bundesanwaltschaft haben die deutschen Behörden mit Geheimdienstmethoden die Credit Suisse ausgespioniert. Bundesanwalt Michael Lauber begründete die Erlassung dreier Haftbefehle gegen deutsche Steuerfahnder folgendermassen: «Es besteht der konkrete Verdacht, dass in Deutschland klare Aufträge zum Ausspionieren von Informationen der Credit Suisse gegeben wurden.»

Die Empörung über die NSA wirkt angesichts des Treibens der eigenen Behörden und Geheimdienste widersprüchlich. Oder sind Inhaber Schweizer Bankkonten Staatsbürger zweiter Klasse?

Personenkontrolle

Dengler, Hitz, Spillmann, Poretti, Blattmann, Jordan, Bigler, Schwarz

Die NZZ-Gruppe verbreitete vor zwei Wochen den Lebenslauf ihres neuen Chefs: Veit Dengler, österreichischer Staatsbürger mit Wohnsitz im Kanton Zürich, habe als Harvard-Student auch als Reporter des *Time Magazine* gearbeitet (siehe *Weltwoche* Nr. 26/13). Anschließend bekleidete er Spitzenpositionen bei Procter & Gamble, McKinsey, T-Mobile, Dell und zuletzt bei Groupon. Was der NZZ-Pressetext verschwieg, machte der Blog *Medien Spiegel.ch* des ehemaligen NZZ-online-Chefs **Martin Hitz** öffentlich: Der künftige CEO sei «in den vergangenen Monaten vor allem mit der Gründung der liberalen Partei <Neos – Das



Politische Mission: neuer NZZ-CEO Dengler.

neue Österreich» beschäftigt» gewesen. Tatsächlich: Auf der Website www.neos.eu macht sich Dengler in einem Video für «evidenzbasierte Politik» stark. Im Parteiprogramm steht: «Europapolitisch tritt Neos für einen europäischen Bundesstaat ein.» Ob die NZZ bald ebenfalls – im Sinne einer evidenzbasierten Politik – die Auflösung des Nationalstaats fordern wird? Chefredaktor **Markus Spillmann** liess eine entsprechende Anfrage am Dienstagabend unbeantwortet. (cal)

Die Schweizer Armee beweist ihren Nutzen auch, indem sie die päpstliche Schweizergarde in Erster Hilfe ausbildet. Der Auftrag dafür ging über den Bereich Internationale Beziehungen Armee an den Ausbildungsverantwortlichen der Sanität und landete schliesslich bei Oberst **Franco Poretti**; dieser dachte zusammen mit seinem Adjutanten ein Konzept aus. «Dank den langjährigen Erfahrungen standen die beiden Auszubildenden nicht vor einer unlösbaren Aufgabe, als sie mit ihrem Fahrzeug voller Material und Unterlagen am 12. November 2012 vor den Toren des Vatikans in Rom ankamen», berichtet jetzt *Intra*, das Magazin für die Mitarbeitenden des Bereichs Verteidigung. «Der ursprüngliche Auftrag lautete: fünf bis sieben junge Gardisten deutscher und



Erste Hilfe im Vatikan: Armeechef Blattmann.

italienischer Muttersprache zu schulen. Angekommen hat Poretti drei Gardisten mit Muttersprache Französisch. Vor Ort existierte weder Schulungs- noch Verbrauchsmaterial.» Aber der überraschte Oberst gibt zu Protokoll: «Mich kann nichts mehr erschüttern.» Und im Editorial des Magazins fordert Armeechef **André Blattmann** seine Leute auf, die «allerbesten Voraussetzungen» zu schaffen, «damit wir unserem Land in Zeiten der Not mit der richtigen Ausbildung und dem richtigen Material zur Verfügung stehen»: Er sei «wirklich überzeugt von unserem System». (sär)

In dieser Rubrik wurde kürzlich kolportiert, SNB-Präsident **Thomas Jordan** fahre einen weissen Cadillac Escalade. Passanten sichteten am Zürcher Sitz der Nationalbank in letzter Zeit häufig einen schwarzen Escalade. Nun herrscht Unklarheit über die wahre farbliche Lackierung des Währungshüter-Panzers. (fsc)

Die Denkfabrik Avenir Suisse hat ein «Diskussionspapier» zum Thema «Multis: Zerrbild und Wirklichkeit» publiziert. Darin wird der Beitrag der Grosskonzerne zum wirtschaftlichen Gedeihen der Schweiz dargestellt. Als Nebenthese wird in dem Papier der Beitrag der KMU «relativiert». Der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) nahm den Begriff «Diskussionspapier» ernst und zerpflückte in einem eigenen Papier die ökonomische Argumentation von Avenir Suisse als «Gefälligkeitsgutachten», das einer so gutdotierten Denkfabrik unwürdig sei. Das Thema soll nächstens in einem Spitzentreffen zwischen SGV-Direktor **Hans-Ulrich Bigler** und Avenir-Suisse-Chef **Gerhard Schwarz** besprochen werden. (fsc)



Gesprächsstoff: Avenir-Suisse-Chef Schwarz.

Nachruf



Symbol: Ex-Aussenminister Horn.

Gyula Horn (1932–2013) — Eigenhändig durchschnitt er den Stacheldraht, der den Osten Europas vom Westen getrennt hatte. Die Sowjetunion, die damals Tausende von Truppen in Ungarn stationiert hatte, liess die Provokation unbeantwortet und gab damit indirekt den Niedergang ihres Imperiums zu. Gyula Horn, ungarischer Aussenminister, wurde zum Symbol für den Anfang vom Ende des Eisernen Vorhangs. Er wolle eine «irreversible Situation» schaffen, sagte Horn an jenem 27. Juni 1989 und lud Dutzende von Fotografen ein, die den Moment festhalten und in die grosse Welt tragen sollten. In den folgenden Monaten benützten Tausende von DDR-Bürgern das Loch im Zaun, um nach Österreich oder in die Bundesrepublik zu flüchten. Einige Wochen später fiel die Berliner Mauer.

Zuvor war Horn ein Verfechter des Sowjetregimes gewesen. Als Moskau 1956 den Aufstand der Ungarn niederwalzte, unterstützte Horn die Hardliner und half beim Aufspüren der Sowjetfeinde. In den neunziger Jahren bereitete er als Aussenminister den Weg aus der Planwirtschaft vor. Auf dem Ticket der Sozialdemokraten wurde er zum Regierungschef gewählt. Mit seinem Sparprogramm kam er bei den Wählern indessen schlecht an. Er kürzte die üppigen Sozialprogramme aus der kommunistischen Ära, was seiner Regierung ein paar Jahre später die Mehrheit im Parlament kosten sollte.

Vor sechs Jahren befahl Horn ein unheilbares Leiden. Das Spital, in das er sich zur Behandlung begab, sollte er nicht mehr verlassen. Horn starb am 19. Juni in Budapest.

Pierre Heumann

Kompetenz ohne Wissen

Von Mathias Binswanger — Beim Lehrplan 21 steht nicht mehr der Erwerb von klassischem Schulstoff im Zentrum, sondern von «Kompetenzen». Der Unterricht wird seines Inhalts entleert.



«Veränderte Sichtweise auf den Unterricht».

Das neue Zauberwort in der Bildung heisst «Kompetenzorientierung». Dies ist auch die zentrale Richtlinie des letzten Woche von den Erziehungsdirektorinnen und -direktoren der 21 Deutschschweizer Kantone in die Konsultation geschickten neuen Lehrplans 21. Zu dieser «Kompetenzorientierung» gehört zwar auch noch etwas Wissen, doch dieses wird zunehmend in den Hintergrund gedrängt. Schliesslich gibt es heute das Internet, wo man alles Wissenswerte nachschauen kann, und da braucht man das Gehirn nicht mehr mit Wissen zu belasten. Also kann man sich von der alten «Pauerschule» verabschieden und den Schülern stattdessen den Erwerb neuer wichtiger überfachlicher Fähigkeiten wie «methodische Kompetenzen» (z. B. Information nutzen), «soziale Kompetenzen» (z. B. Kooperationsfähigkeit) oder «personale Kompetenzen» (z. B. Selbstreflexion) ermöglichen.

«Kompetenzorientierung» bedeutet somit in der gelebten Realität, dass der Unterricht seines Inhalts entleert wird. Das ist aber einer tatsächlich relevanten Bildungsqualität nicht förderlich. Wir brauchen nicht Schüler, die lernen, wie man sich bestimmter Worthülsen bedient, ohne zu verstehen, was damit eigentlich gemeint ist. Doch genau in diese Richtung geht auch der Lehrplan 21.

Intellektuell klingendes Geschwätz

Zwar behaupten die Erziehungsdirektoren, dass mit dem Lehrplan 21 die inhaltlichen Ziele der Volksschule in den Kantonen harmonisiert werden. Was aber in Wirklichkeit harmonisiert wird, sind abstrakte Formulierungen, bei denen es um Ziele, Kompetenzen, Strategien und Fokussierungen geht, die vom tatsächlichen Schulalltag meilenweit entfernt sind. Wie in anderen Politikbereichen wird auch in der Bildung zunehmend ein intellektuell

tuell klingendes Geschwätz auf Metaebenen zelebriert, das sich in der Realität als hohle Phrasendrescherei entpuppt.

Letztlich ist der Lehrplan 21 von der hehren Vorstellung geprägt, man könne die Schulen von oben herab zentralistisch steuern und damit immer kompetentere Menschen heranbilden. Doch das ist eine Illusion. Lehrerfolg und Bildungsqualität hängen in erster Linie von der konkreten Lernsituation ab und nicht von immer grossartiger formulierten Lehrplänen. Selbst wenn man wie im Lehrplan 21 Hunderte von abstrakten Kompetenzen definiert und formuliert, wird dadurch das tatsächliche Können der Schülerinnen und Schüler noch lange nicht verändert. Dazu braucht es konkret vermittelten Lernstoff, wozu es umso eher kommt, je weniger Lehrer durch immer zahlreichere abstrakte Vorgaben behindert und demotiviert werden. Es ist eine vollkommene Illusion, wenn man glaubt, Kompetenzen wie Selbst-

reflexion, Eigenständigkeit, Beziehungsfähigkeit, Konfliktfähigkeit oder das Vermögen, Informationen zu nutzen, liessen sich in der Schule dadurch erlernen, dass sie in einem Lehrplan festgeschrieben werden.

Die fehlende Realitätsnähe der «Kompetenzorientierung» zeigt sich schon bei der Definition. So heisst es in den Grundlagen zum Lehrplan 21: «Mit der Kompetenzorientierung ergibt sich eine veränderte Sichtweise auf den Unterricht. Lernen wird verstärkt als aktiver, selbstgesteuerter, reflexiver, situativer und konstruktiver Prozess verstanden.» Das klingt alles sehr wichtig und kompetent. Nur, was das konkret heisst, bleibt im Dunkeln. Hier geht es um typische Begriffe in der heutigen Bildungslandschaft, die alles und nichts aussagen. Der gesunde Menschenverstand sagt uns bereits, dass jedes Lernen, welches diesen Namen verdient, konstruktiv sein muss, und es lässt sich auch gar nicht anders als situativ vermitteln. Wozu dann also solche nichtssagenden Worthülsen?

Leistung ist nicht mehr messbar

Die Erziehungsdirektoren glauben offenbar, dass sich diese inhaltsleeren Begriffe auch noch dazu eignen, die Bildungsqualität in verschiedenen Schulen zu überprüfen. Denn, so wird argumentiert, bei vielen traditionellen Lehrplanformulierungen lässt sich nur vage beurteilen, ob die Schülerinnen und Schüler die Ziele auch wirklich erreicht haben. Der Lehrplan 21 soll hier mit seinen präziseren Können-Formulierungen mehr Klarheit schaffen. Aus diesem Grund seien die im Lehrplan beschriebenen Kompetenzen klar und messbar formuliert. Das zumindest behauptete Christian Amsler, der Präsident der deutschsprachigen Erziehungsdirektorenkonferenz, in einem in der NZZ publizierten Streitgespräch mit SVP-Politiker Ulrich Schlüer.

Nun zeichnen sich wahre Kompetenzen aber gerade dadurch aus, dass sie nicht exakt fassbar und nicht messbar sind. Dass dies dem verantwortlichen Bildungsdirektor nicht bewusst ist, stimmt nachdenklich. Wie soll man etwa überprüfen, ob Schüler wichtige Veränderungen und Entwicklungen in Städten charakterisieren können? Oder wie will man messen, ob Schüler in verschiedenen Erfahrungsbereichen (etwa Generationen, Peers, Schule, Religion, Kunst) und Fachgebieten (etwa Geschichte, Biologie, Physik, Recht, Ökonomie) unterschiedliche Fragestellungen und Weltansichten erkennen können? Dies sind nur zwei Beispiele von im Lehrplan 21 formulierten Kompetenzen, die deutlich machen, dass die Behauptung der Messbarkeit in diesem Zusammenhang absurd ist. Hier wird eine Scheinpräzision in Bezug auf Kompetenzen vorgegaukelt, die in Wirklichkeit weder überprüfbar noch messbar sind.

Schauen wir uns den Lehrplan 21 aber noch etwas konkreter an. Dieser teilt sich auf in

sechs Fachbereiche (z.B. Mathematik oder Sprachen), drei fächerübergreifende Themen (z.B. ICT und Medien) sowie in die eingangs erwähnten überfachlichen Kompetenzen. Nehmen wir zum Beispiel den Religionsunterricht. Klar, dass dies in einem modernen Lehrplan eine vollkommen veraltete Bezeichnung darstellt. Denn Religionsunterricht im traditionellen Sinn ist für einen modernen Lehrplan viel zu konkret und wissensorientiert. Dort lernte man in früheren Zeiten nämlich vor allem die Geschichten der Bibel kennen, und dies auch noch völlig unreflektiert und ohne dass der Bibel andere Religionsentwürfe gegenübergestellt wurden. So etwas darf bei «Kompetenzorientierung» nicht mehr sein.

Deshalb ist Religionsunterricht jetzt Teil des Kompetenzaufbaus «Natur, Mensch, Gesellschaft», wozu der Teilbereich «Ethik, Religionen, Gemeinschaft (mit Lebenskunde)» gehört. Was in der Bibel konkret steht, brauchen Schüler nicht mehr zu wissen, denn auch

Der Lehrplan 21 rennt offene Türen ein, die man nicht einzurennen braucht.

das lässt sich mittlerweile im Internet nachschauen. Gemäss Lehrplan 21 können die Schüler hingegen neu «in alltäglicher Umgebung, in kulturellen Lebensweisen oder Lebensstilen religiöse Symbole identifizieren und im Kontext ihrer Verwendung deuten». Oder sie «können in der Werbung Motive religiöser Traditionen erkennen sowie ihre religiöse Herkunft und ihre Verfremdung erschliessen».

Das ist alles schön und gut, doch solche Kompetenzen ohne Wissen sind sinnlos. Ohne die Bibel und damit die eigene Religion zu kennen, verkommen die im Teilbereich «Ethik, Religionen, Gemeinschaft» formulierten Kompetenzen zu hohlen Phrasen. Erst wenn man die Geschichten der Bibel kennt, kann man in der Schule auch «Verfremdungen religiöser Traditionen erschliessen». Hier haben wir ein konkretes Beispiel für Entinhaltisierung des Unterrichts. Schüler und Schülerinnen werden dazu erzogen, pseudo-kompetent über Dinge zu reflektieren und zu diskutieren, die sie in Wirklichkeit nicht kennen und nicht verstehen. Das entspricht exakt auch unserer gesellschaftlichen Tendenz, wonach immer mehr Menschen und insbesondere auch Politiker «kompetent» über Dinge sprechen, von denen sie in Wirklichkeit keine Ahnung haben. Doch solange die Diskussion nur um abstrakte Begriffe wie «Strategien», «Kompetenzen» oder «Fokussierungen» geht, braucht man vom Inhalt auch nicht viel zu wissen. Eine solche inhaltsleere Geschwätzkultur sollte aber nicht auch noch zur Basis unserer Lehrpläne werden.

Ein anderes Beispiel ist die Wirtschaft. Diese ist im Lehrplan 21 ebenfalls Teil des Kompetenzaufbaus «Natur, Mensch, Gesellschaft» und erscheint dort im Teilbereich «Wirtschaft, Arbeit, Haushalt». Da sollen dann die Schüler über folgende Kompetenzen verfügen: «Sie können soziokulturelle Bedingungen (z.B. Einfluss der Peers, Rolle der Medien, aktuelles Marktangebot) beim Konsumieren erkennen und deren Einfluss auf eigene Konsumhandlungen reflektieren.» Oder «sie können verantwortungsbewusste Konsumententscheidungen charakterisieren und aufzeigen, welche Zielkonflikte und Unsicherheiten für sie/ihn als Konsument/in dabei entstehen». Das ist alles ein bisschen viel verlangt, wenn man die Funktionsweise der Wirtschaft noch gar nicht versteht und grundlegendes Wissen dazu fehlt.

Es sei hier darauf hingewiesen, dass es auch vernünftig formulierte Kompetenzen gibt, wie etwa den ebenfalls dem Kompetenzaufbau «Natur, Mensch, Gesellschaft» zugehörigen Teilbereich «Schweiz in Tradition und Wandel verstehen». Hier handelt es sich letztlich um das Fach Geschichte, in dessen Zusammenhang der Lehrplan 21 richtig erkannt hat, dass die reine «Kompetenzorientierung» nicht ausreicht. Deshalb ist hier auch klammheimlich wieder die Kenntnis wichtiger Geschichtsdaten und Ereignisse mit in den Lehrplan aufgenommen worden.

Generell gilt also: Es ist gefährlich, die traditionelle Wissensorientierung in der Schule einem neuen Modebegriff wie der «Kompetenzorientierung» zu opfern. Wissensorientierung darf jedoch nicht mit sinnloser Paukerei gleichgesetzt werden. Doch wo wird das heute noch praktiziert? Der Lehrplan 21 rennt hier offene Türen ein, die man nicht einzurennen braucht. Reines Auswendiglernen hat mit echter Wissensorientierung nichts zu tun. Aber ein gewisses Auswendiglernen gehört dazu und ergibt Sinn. Es hilft, wenn man ein paar Eckdaten der Geschichte weiss, auch wenn dies nicht die Daten der Punischen Kriege einige Jahrhunderte vor Christus sein müssen. Nicht selten sind wir später froh, auf unser erlerntes und aufgefrishtes Wissen wie Kopfrechnen, Rechtschreibung oder Geschichte zurückgreifen zu können. Natürlich darf die Schule neben dem reinen Wissen dann auch Kompetenzen vermitteln, aber diese entstehen nicht dadurch, dass sie detailliert und möglichst realitätsfern in einem Lehrplan aufgelistet werden. Sie ergeben sich automatisch im konkreten Schulalltag, da ein guter Lehrer Wissen gar nicht ohne die dazugehörenden Kompetenzen vermitteln kann.

Nächste Seite: Interview mit Sekundarlehrer und Bildungspolitiker Hanspeter Amstutz

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen.

«Man glaubt, die Schule könne die Welt verändern»

Von Rico Bandle — Der neue Lehrplan verspreche mehr Gerechtigkeit, bewirke aber das Gegenteil, sagt der Sekundarlehrer und Bildungspolitiker Hanspeter Amstutz. Dass an der Volksschule Begriffe wie «Genderfragen» und «nachhaltige Entwicklung» Einzug halten, findet er unnötig.



«Mit seitenlangen Anweisungen überfordert man die Schulen»: Pädagoge Amstutz.

Der neue Lehrplan wird als grosser Wurf angekündigt. Ist er das?

Er bringt die nötige Vereinheitlichung der kantonalen Schulsysteme. Grundsätzlich halte ich die Angleichung für sinnvoll und begrüsse den eingeschlagenen Weg: Es darf nicht sein, dass, wenn eine Familie in einen anderen Kanton zieht, dort alles völlig anders ist. Aber es gibt wichtige Punkte, die vor allem aus pädagogischen Gründen überdacht werden sollten.

Was ist das Problem?

In der vorliegenden Fassung umfasst der Lehrplan 200 Seiten – viel zu viel. Ein guter Rahmenlehrplan sollte auf 20 Seiten Platz haben und klare Eckwerte sowie stoffliche Zielvorgaben für die Unter-, Mittel- und Oberstufe definieren. Mehr ist nicht nötig. Lieber schlanke und verbindliche Vorgaben als ein detaillierter Papiertiger.

Wo liegen die inhaltlichen Schwächen?

Der ganze Lehrplan ist «kompetenzorientiert» – ein Begriff, der in der Pädagogik zurzeit sehr in Mode ist. Kompetenzen sind aber schwer zu beschreiben und können rasch schwammig wirken. Anstatt dass man stoffliche Ziele festlegt, formuliert man «Kompetenzziele». Dahinter steht der Gedanke, dass damit die Beurteilung gerechter erfolge. Das Gegenteil ist der Fall.

Wie meinen Sie das?

Die Messung der Kompetenz ist absolut, das heisst, man bewertet einen Gymnasiasten und einen Sek-C-Schüler nach demselben Massstab. Stellen Sie sich einen schwachen Sek-C-Schüler vor: Er muss zwei Fremdsprachen lernen, kommt aber in beiden nicht über rudimentäre Kenntnisse hinaus. Und in den Fächern, in denen er einigermaßen gut wäre, kriegt er zu wenig mit, weil er ja

noch alles andere machen muss. Dann gibt man ihm am Schluss bei der Bewertung der Fremdsprachen die Anfängerkompetenz A1, was dem Leistungsvermögen eines Einsteigers auf der Primarschule entspricht. Ein mit den Besten verglichener C-Schüler wird fast überall sehr schwach abschneiden. Ein solches Dokument kann Depressionen auslösen! Bei den herkömmlichen Zeugnissen werden die Schüler innerhalb ihres Niveaus beurteilt – also Gymnasium, Sek A, B oder C. Das lässt Spielraum für Erfolgserlebnisse und ist motivierend.

Sie finden, schwache Schüler sollten nicht mehr alle Fächer belegen müssen?

Heute und auch im neuen Lehrplan lautet das Credo: Alle Minimalstandards müssen in jedem Fach von möglichst allen Schülern erreicht werden. Und es werden immer mehr Fächer. Das halte ich für einen konzeptionellen Fehler. Der schwache Schüler soll Abwahlmöglichkeiten haben und sich neben den Kernfächern auf jene Bereiche konzentrieren können, die ihm liegen. Wenn ein schwacher Schüler Maurer werden will und ein gewisses Faible für Geometrie hat, dann soll er dort einen Schwerpunkt bilden können und sich nicht mit einer zweiten Fremdsprache herumplagen müssen. Das ist verlorene Zeit.

Dass in der Primarschule zwei Fremdsprachen unterrichtet werden, ist relativ neu. Obschon viele Lehrer von einem «Fiasko» sprechen, soll dies beibehalten werden.

In der Ostschweiz gab es diesbezüglich kürzlich einen Aufschrei der Mittelstufenlehrer. Bei nur zwei Lektionen Englisch und Französisch pro Fach kommen die Schwachen kaum vom Fleck und hindern die schneller Lernenden am Vorwärtkommen. Man würde lieber eine Fremdsprache mit zusätzlichen Lektionen verstärken und die zweite freiwillig anbieten. Dies wäre wohl auch für die Politik ein gangbarer Ausweg, um den Fehler der Sprachenlastigkeit ohne Gesichtsverlust rückgängig zu machen.

Auffallend im neuen Lehrplan sind Begriffe wie «interkulturelles Verständnis», «nachhaltige Entwicklung», «Gleichstellung und Genderfragen» oder «globaler Frieden». Das tönt mehr nach einem Partei- als nach einem Lehrprogramm.

Ethik ist schon heute in vielen Fächern Teil des Unterrichts. Eigentlich reichte dafür im Lehrplan ein Satz: «Man begegnet Mitmen-

schen und der Natur mit Respekt.» Dass andere Kulturen und beide Geschlechter mitgemeint sind, ist selbstverständlich. Mit seitenlangen Anweisungen aus der Theorie-stube überfordert man die Schulen.

Wie kommen Begriffe wie «Genderfragen» oder «interkulturelles Verständnis» in einen Volksschul-Lehrplan? Das sind doch geradezu Steilvorlagen für politische Gegner.

In der Schule ist man täglich damit konfrontiert, wie man mit schwierigen Schülern aus anderen Kulturen umgeht. Bisher ist man ohne all diese Begriffe ausgekommen und hat den gesunden Menschenverstand zu Rate gezogen. Wie gesagt, für mich reicht das Wort «Respekt», alles andere hat in einem Lehrplan nichts zu suchen, erst recht nicht soll dabei eine politische Richtung sichtbar werden.

Ein Lehrplan ist ein Zeitgeistdokument.

Das stimmt. Ich kämpfe aber dagegen, dass der Blick auf den Grundauftrag der Schule mit einem überfrachteten Lehrplan vernebelt wird. Wenn darin zudem eine gewisse gesellschaftliche Richtung bevorzugt wird, so lehne ich das ab.

Wissensvermittlung scheint nicht mehr im Zentrum zu stehen, sondern wie man mit neuen Medien, mit anderen Kulturen oder dem anderen Geschlecht umgeht.

Dies ist getrieben vom Glauben, wir könnten die ganze Welt verändern, indem wir sämtliche Probleme, die die Gesellschaft nicht lösen kann, in die Schule hineintragen. Das geht aber nicht. Unser Grundauftrag ist ein anderer: In einer guten Schule lernen die

«Wie man Leute manipulieren kann, lernt man am besten im Geschichtsunterricht.»

Kinder, konzentriert zu arbeiten und elementare Bildungsinhalte aufzunehmen. Heute, da die Jugendlichen so viel Ablenkung erleben, ist das besonders wichtig. Das schliesst ja nicht aus, dass in vielen Fächern ein Stück Welt ins Schulzimmer kommt.

Medienkompetenz ist zum Beispiel ein Fach, das starke Gewichtung erhalten soll.

Wie man Leute manipulieren kann, lernt man am besten im Geschichtsunterricht. Anhand des Auf und Ab des 20. Jahrhunderts kann man aufzeigen, wie Herrscher das Volk verführten. Wenn der Schüler versteht, welche Kräfte da gewirkt haben, wie die Manipulation funktionierte, so ist das ein Stück weit praktische Medienkunde. Selbstverständlich kann man auch im Deutschunterricht aktuelle Medienfragen aufgreifen und diskutieren.

Für Schlagzeilen sorgte, dass jeder Schüler zukünftig einen Laptop haben wird.

Es gibt durchaus elektronische Hilfsmittel, die sinnvoll sind. Dass die Schüler die Aufsätze am Computer schreiben oder für einen Vortrag eine Powerpoint-Präsentation machen, unterstütze ich. Ansonsten kann man aber nicht genug betonen, wie wichtig es ist, dass die Schüler auch mal einige Stunden ohne elektronische Medien auskommen. Dabei machen sie die Erfahrung, dass sie auch selber denken können, ohne dauernd Inputs aus dem Netz zu bekommen.

Fächer wie Physik, Chemie oder Geografie gibt es nicht mehr, die heissen neu «Mensch und Umwelt» oder sonst irgendwie.

Jedes Mal, wenn in der Pädagogik neue Leute ans Ruder kommen, werden diese Fächer umbenannt und neu zusammengestellt. Das ist überflüssig. Physik bleibt Physik, Geografie bleibt Geografie. Natürlich kann man ab und zu Geschichte und Geografie verbinden, aber es gibt keinen Grund, alles zu vermischen. Das Zusammenführen zu einem Grossfach führt dazu, dass Lehrer Bereiche, die ihnen nicht behagen, weglassen können, ohne dass dies bemerkt wird.

Hanspeter Amstutz geht in diesen Tagen in Pension nach 44 Jahren als Primar-, dann als Sek-B-Lehrer (früher Realschule). Von 1991 bis 2007 war er für die EVP im Zürcher Kantonsrat, danach vier Jahre lang Bildungsrat.

Eine Wochenzeitung oder eine Tageszeitung abonnieren? Als Printausgabe oder auf dem iPad? Probe-Abo oder Jahres-Abo? 6 oder 12 Monate?



Gewinnen Sie ein Relax-Weekend:
sympany.ch/win

Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Gewisse Entscheidungen werden Ihnen leicht gemacht: Sympany bietet Ihnen einen persönlichen Service und Versicherungen, die einen umfassenden Schutz garantieren – für Singles, Familien und Unternehmen. Entdecken Sie die erfrischend andere Versicherung. www.sympany.ch



sympany
versicherungen

Nackt im Brunnen

Von Henryk M. Broder — Wehe, wenn kein «Anti-Konflikt-Team» vor Ort ist.



Der RTL-Nachrichtensprecher holte tief Luft und setzte sein ernstes Gesicht auf. «Solche Bilder», sagte er, mit Betonung auf dem ersten Wort, «solche Bilder kannte man bis jetzt nur aus den USA.» Dann sahen die Zuschauer, wie zwei Polizisten auf einen Mann einschlugen, der auf dem Bürgersteig hockt, die Hände auf dem Rücken. Zwei weitere Polizisten stehen daneben und schauen zu. Das kurze Amateurvideo stammte aber nicht aus den USA, sondern aus der deutschen Kleinstadt Westerburg in Rheinland-Pfalz. Der zuständige Innenminister zeigte sich «entsetzt», jetzt wird gegen die Beamten ermittelt.

Einen Tag später war ein «tödlicher Vorfall» im Netz zu sehen, der sich mitten in Berlin ereignet hatte. Ein offenbar verwirrter Mann, der nackt in den Neptunbrunnen am Alexanderplatz gestiegen war und versucht hatte, sich mit einem Messer Verletzungen zuzufügen, wurde von einem Polizisten aus kurzer Entfernung erschossen; ob in Notwehr oder weil er die Situation falsch eingeschätzt hatte, wird noch untersucht. Derweil debattiert die Netzgemeinde über die «Polizeigewalt» und stellt die Frage nach der «Verhältnismässigkeit» der Einsätze.

Freilich: Seit sich der Begriff «Bulle» als Synonym für «Polizist» durchgesetzt hat, ist die Polizei vor allem um «Deeskalation» bemüht. In Berlin zum Beispiel sind bei Grossdemonstrationen, wie den traditionellen Krawallen zum 1. Mai, Fusstreifen der Polizei unterwegs, deren Aufgabe es ist, «das Gespräch mit Teilnehmern, Anwohnern, Zuschauern und Medienvertretern zu suchen, um Konflikten vorzubeugen und sie zu deeskalieren». Dabei sind die Beamten an neongelben Westen mit der Aufschrift «Anti-Konflikt-Team» zu erkennen. Trotzdem – oder deswegen – werden Geschäfte geplündert und Autos abgepackelt. Denn während die eine Seite deeskaliert, feiert die andere die «Revolution».

Der nackte Mann im Neptunbrunnen am Alexanderplatz hatte ein Messer in der Hand. Da kein «Anti-Konflikt-Team» vor Ort war, zog der Polizist die Waffe. Er hatte vergessen, dass man so etwas nur in den USA macht.

Bei uns wird deeskaliert.

Tabus sind fehl am Platz

Von Kurt Schiltknecht — Bundesrat und Parlament überlegen sich, wie sie die Staatseinnahmen erhöhen können. Das Gegenteil ist gefragt. Ein paar Vorschläge für Einsparungen.

Die Wirtschaftsaussichten der Schweiz trüben sich ein. Ein Standortvorteil nach dem anderen geht verloren. Nun will der Bundesrat mit einer Erhöhung der Mehrwertsteuer und höheren Treibstoffzuschlägen die Steuerbelastung noch näher an diejenige der europäischen Nachbarn bringen. Damit würde ein weiterer Standortvorteil aus der Hand gegeben. Der Bundesrat und das Parlament wären gut beraten, wenn sie stattdessen einen Sparkurs einschlagen würden.

Möglichkeiten zum Sparen gäbe es viele. Die Schweiz könnte beispielsweise mit anderen Ländern zusammen eine Initiative zum Schliessen überflüssiger internationaler Organisationen ergreifen. Wie gering deren Stellenwert geworden ist, zeigt sich daran, dass die grossen Länder ihre Verhandlungen oft nicht mehr bei diesen, sondern im Rahmen der G-8- oder G-20-Treffen führen.

Die Liste der Organisationen, die man ohne Verlust für die Menschheit schliessen könnte, ist lang. Eine davon ist die OECD. Diese nach dem Zweiten Weltkrieg zur Förderung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit in Europa gegründete Organisation hat bereits vor vielen Jahren ihre Daseinsberechtigung verloren. Alle wichtigen Entscheidungen über eine europäische Zusammenarbeit werden heute in anderen Gremien getroffen. Doch wie alle anderen überflüssig gewordenen Organisationen sucht auch die OECD zur Rechtfertigung ihrer Existenz laufend nach neuen Aufgaben. Seit einiger Zeit versucht sie sich als Speerspitze der Steuerharmonisierer zu profilieren. Das sollte sich die Schweiz nicht gefallen lassen. Sie sollte ihre Mitgliedschaft bei der OECD aufkündigen oder die Beitragszahlungen einstellen.

Mit dem Schliessen überflüssiger internationaler Organisationen rund um den Globus könnten Milliarden gespart werden. Dennoch wird sich dies kaum realisieren lassen. Zu viele Politiker und Bürokraten geniessen die internationalen «Plauderstunden» in den schönsten Städten dieser Welt.

Sparen könnte man auch bei den Ausgaben für die Infrastruktur. Dies würde allerdings voraussetzen, dass die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte begrenzt würde. Der grosse Zustrom belastet vor allem die Ballungsgebiete. Hier fallen immer mehr Investitionsausgaben für den Bahn- und Strassenverkehr an. Doch

auch viele andere öffentliche Dienstleistungen müssen ausgebaut werden. Je länger die unbegrenzte Zuwanderung anhält, umso stärker werden die Infrastrukturausgaben ansteigen. Steuererhöhungen sind vorprogrammiert.

Zuwanderung begrenzen

Die Zuwanderung führt nicht nur zu einem überproportionalen Anstieg der staatlichen Ausgaben, sie benachteiligt auch die Bezüger von mittleren und unteren Einkommen. Deren Löhne steigen als Folge des höheren Arbeitsangebotes weniger oder gar nicht an. Hinzu kommt, dass sie wegen der Zuwanderung höhere Mieten bezahlen müssen.

Wenn linke Parteien glauben, diese Benachteiligung mit administrativen Massnahmen wie Mietzinskontrollen oder den flankierenden Massnahmen korrigieren zu können, sind sie auf dem Holzweg. Damit wird nur ein kontinuierlicher Ausbau einer teuren Bürokratie in

Gang gesetzt. Wer sich für eine geordnete Entwicklung der öffentlichen Haushalte und die berechtigten Interessen der unteren und mittleren Einkommen starkmachen will, muss sich für eine kontrollierte Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte einsetzen.

Das grösste Feld, wo gespart werden könnte, ist die Landwirtschaft. Doch diese scheint im Ge-

gensatz zum Bankgeheimnis noch immer tabu zu sein. Trotzdem, wenn die Schweiz nach dem Verlust von immer mehr Standortvorteilen ihre Konkurrenzfähigkeit auf den internationalen Märkten einigermaßen beibehalten will, müssen die Subventionen für die Landwirtschaft über kurz oder lang aufgegeben werden. Es würde sich lohnen, einige Politiker nach Neuseeland zu schicken. Dort könnten sie sehen, was passiert, wenn der Staat von einem Tag auf den anderen sämtliche Subventionen für die Landwirtschaft streicht. Dies war für die neuseeländischen Bauern kein Honiglecken. Doch inzwischen ist die neuseeländische Landwirtschaft eine der stärksten auf der Welt geworden.

Die Schweiz hat in den letzten hundert Jahren viele schmerzhaft Episoden des Strukturwandels durchgemacht. Je weniger sich der Staat eingemischt hat, umso erfolgreicher waren sie. Damit dies auch weiterhin der Fall sein kann, darf die Steuerbelastung nicht noch höher werden.



Temperierte Empörung

Von Hansrudolf Kamer — Die amerikanische Überwachungssucht wirbelt die Aussenpolitik durcheinander. Freunde sind entsetzt, Feinde unnachgiebig, die Amerikaner eher gleichgültig.



Nun ist im wahlkämpfenden Deutschland der Groschen gefallen. Die Empörung ist politisch flächen-deckend. Das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* hatte enthüllt, was der *Guardian* schon vor ihm

getan hatte, nämlich dass die amerikanische Abhorch-Agentur National Security Agency (NSA) auch Telefon- und Internetverbindungsdaten von EU-Institutionen, insbesondere von Deutschland, kontrolliert und speichert. Wanzen in EU-Büros und in einzelnen Botschaften, in Computern und Fax-Maschinen (!) ergänzen das Bild.

Von einem neuen kalten Krieg ist die Rede, diesmal unter Freunden, denen man so etwas doch nicht antun dürfe. Man verlangt Aufklärung und Antworten von Amerika, obwohl man weiss, dass diese bestenfalls beschwichtigend ausfallen werden. So erklärte Präsident Obama auf einer Rundreise in Tansania schulterzuckend, Nachrichtendienste seien eben dafür da und das sei ihre Vorgehensweise.

Das ist des Pudels Kern. Die deutsche Empörung wird nach dem Wahltermin abflauen, die französische ist ohnehin pragmatisch. Denn neu ist nicht, dass auch unter Verbündeten spioniert wird. Neu ist nur der Umfang der Spionagetätigkeit, ermöglicht durch die technische Entwicklung, sprich Informatik. Das Gleiche gilt für die Auswertung von «Big Data». Sie ist ebenso automatisiert und vermeintlich vollständig, ersetzt aber noch lange nicht das menschliche Urteil. Viele Meister des Universums waren in der Finanzkrise diesem fatalen Irrtum erlegen.

Neu ist auch nicht, dass die deutsche Politik im Wahlkampfmodus Anklagen gegen Amerika weiterhin als profitabel betrachtet. Antiamerikanismus ist ein latentes Grundgefühl, das auch die Lichtgestalt Obama nicht ausmerzen konnte.

So musste sich Bundeskanzlerin Merkel, die beim jüngsten Besuch des amerikanischen Präsidenten «ein paar höfliche Fragen» zur Affäre stellte, nun demonstrativ als verärgert über Obama erklären lassen. Die Opposition suggeriert Komplizenschaft und unterschiebt ihr, sie habe von den Aktivitäten gewusst.

Obamas Administration macht inzwischen Jagd auf den Enthüller Edward Snowden und

stellt fest, dass sie wenig in der Hand hat. Dessen langer Aufenthalt im Transitbereich des Moskauer Flughafens zerstört weitere Illusionen der Obamisten: Wladimir Putin liess durch seinen Sprecher zunächst ausrichten, er stelle keine Flugtickets aus und die ganze Sache gehe ihn eigentlich nichts an.

Inzwischen tönt es anders. Putin bietet ihm in Russland eine Bleibe an, wenn er denn nur «dem Partner Amerika» keinen weiteren Schaden zufüge. Die Ironie ist unüberhörbar. Putin hätte Snowden ohne weiteres schnell und ohne grosses Aufheben an die Amerikaner ausliefern können.

Die Privatsphäre hat keinen grossen Wert

Formal betrachtet: Snowden hat US-Recht verletzt, sein Pass ist ihm aberkannt worden. Die Vereinigten Staaten verlangten von Russland seine Auslieferung. Umgekehrt schickt Amerika routinemässig russische Bürger auf Verlangen der Regierung nach Russland zurück – seit 2009 mehr als sonst.

Doch Putin hatte gute Gründe, das vorerst nicht zu tun. Ein russischer Zar gibt prinzipiell nicht nach, wenn er von einer ausländischen Macht zu irgendetwas aufgefordert wird. Sein Ansehen würde leiden. Er müsste für eine Auslieferung Snowdens etwas Sichtbares bekommen: Der Basar ist offen.

Dazu kommt die Logik des Spionagegeschäfts. Vor bald drei Jahren hatten die Amerikaner den russischen Spionagering um die schöne Anna Chapman aufgedeckt und die Betroffenen zur Ausreise gezwungen. Das war ein schmerzlicher Rückschlag für die Russen.

Eine Retourkutsche musste folgen. Dass der russische Nachrichtendienst FSB Informationen über die eine oder andere technische Finesse, die ihm bisher nicht bekannt war, von Snowden erhalten hat, ist anzunehmen. Sonst wird Moskau von den Enthüllungen kaum überrascht worden sein. Die NSA hat schon im richtigen Kalten Krieg eine Rolle gespielt.

Wenn es Snowdens Ziel gewesen sein sollte, vor allem die Amerikaner aufzurütteln, dann ist ihm das bis jetzt nicht gelungen. Dort hat sich die Aufregung relativ schnell gelegt. Die Selbstentblössung via Facebook und andere Foren ist zu weit gediehen, als dass Privatsphäre noch einen grösseren Wert hätte. Für Datenschutz steigt niemand auf die Barrikaden.

Aussenpolitisch sieht es anders aus. Die sogenannte Reset-Politik Obamas gegenüber Russland hatte zum Ziel, nach dem vermeintlichen Missmanagement der Beziehungen unter Bush einen Neuanfang einzuleiten. Die Methode war, den Machtmissbrauch Putins zu ignorieren, um den Goodwill der russischen Führung zu erlangen. Die etwas naive Erwartung war, dass dies Früchte tragen würde.

In Russland dient der Antiamerikanismus dem Schutz der korrupten Machtelite um Putin, in Deutschland ist er ein Werkzeug, das im Wahlkampf bei Bedarf zum Einsatz kommt. Eine realistischere Aussenpolitik könnte dem Rechnung tragen.

Mehr zum Thema: Seite 20, 40



«Ein paar höfliche Fragen»: US-Präsident Obama, Kanzlerin Merkel.

Kassensturz im Kinderland

Von Christoph Mörgeli

Brüder, zur Freiheit, zur Sonne!», so sangen die Genossen einst an ihren Parteitag. Doch der Weg der Genossen führte nicht zur Freiheit. Sondern zur Knechtschaft. Auch nicht zur Sonne. Sondern zum Schatten. Bereits wirft das 125-Jahr-Jubiläum der SP Schweiz seine Schatten voraus. Das angeandrohte Festprogramm verspricht den Auftritt von Ueli Schmezer mit «Kinderland». Wenn er nicht gerade bei der SP singt, moderiert Schmezer bei unserem Monopolfernsehen die Sendung «Kassensturz». Bei SPS und SRF ist das Personal problemlos auswechselbar.

Bedenklicher noch ist, dass Ueli Schmezer sein musikalisches «Kinderland» mit einem ökonomischen Kinderland verwechselt. Sonst hätte der musizierende Konsumjournalist vor seinem SP-Auftritt einmal nachgedacht, was der Sozialismus für uns Konsumentinnen und Konsumenten bedeutet – nämlich Schlange stehen für leere Verkaufsregale. Und ebenso bedenklich ist, dass mittlerweile auch die erwachsenen Sozialdemokraten an die Märchen aus dem Kinderland glauben.

Am SP-Parteitag vom letzten Samstag stimmten 164 Delegierte für die 1:12-Volksinitiative der parteiinternen Kinder- und Jugendgruppe namens Juso. Dagegen stimmten o – in Buchstaben: null – Personen der sozialdemokratischen Vordenker. Dies ist der real existierende geistige Zustand der mächtigsten Regierungspartei der Schweiz, die unsere Städte, unsere Verwaltung, unsere Medien und unseren Service public nach Belieben beherrscht. Wenn eine Jungpartei gelegentlich übers Ziel hinausschiesst, so gilt dies landläufig als Vorrecht der Jugend. Wenn die Juso aber ihre Mutterpartei, ihre Bundesräte, Parlamentarier und Kader völlig widerspruchslos vor sich hertreibt, wird's gefährlich für Land und Volk.

Kritik an den einstimmigen SP-Betonköpfen gab es hierzulande kaum. Offensichtlich wird das staatliche Lohndiktat für Privatfirmen als normal beurteilt. Offensichtlich nimmt man problemlos in Kauf, wenn unsere global tätigen Firmen verschwinden oder die niederen Gehaltsklassen dort keine Anstellung mehr finden. Wahrlich, ein Kassensturz der anderen Art, wenn private und öffentliche Kassen zusammenstürzen. Die SP habe den Schweizer Wohlstand mehrheitlich aufgebaut, behauptete Christian Levrat keck. Also nimmt sie sich auch das einstimmige Recht, den Schweizer Wohlstand wieder zu zerstören.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Lenin neu an der Snowden-Gasse 14?

Von Peter Bodenmann — Die Amerikaner wissen längst alles. Über unsere Bundesräte. Und unsere amerikanischen Steuerflüchtlinge.



Hört er uns ab? Bundespräsident Maurer.

Gheimdienste tauschen untereinander Informationen aus. Richtige, halbrichtige, halbfalsche und ganz falsche. Je raffinierter ein Geheimdienst vorgeht, desto schwerer durchschaubar sind seine Manipulationen.

War Saddam Hussein im Besitz von Massenvernichtungswaffen? Nachweislich nein. Konnten die amerikanischen Lügen-Geheimdienste fast die ganze Welt vom Gegenteil überzeugen? Nachweislich ja.

Der CIA-Agent Snowden kennt Genf wie seinen Hosensack. Weil er in Genf erfolgreich als Agent der Amerikaner tätig war. Wie Zehntausende andere amerikanische Agenten auch hat er unsere Telefone abgehört und unsere Mails mitgelesen. Jene von Barack Obama und auch jene von Christoph Blocher.

Im Gegensatz zu allen anderen lässt Snowden diese Schnüffelstaat-Blase platzen. Die Briten bestreiten nicht einmal mehr, dass auch sie laufend alle Mails der übrigen Europäer abfangen, mitlesen und auswerten.

Wo bleibt Ueli Maurer? Der SVP-Mann ist heute der alleinige Chef der Schweizer Geheimdienste. In Interviews versichert der grösste aller lebenden Staatsmänner der Schweiz – Köppel dixit –, er höre uns nicht ab.

Lügt Maurer? Vermutlich nicht. Die Wahrheit ist weit schlimmer: Die amerikanischen und britischen Geheimdienste schöpfen alle Schweizer E-Mails ab und werten diese gezielt

für uns aus. Immer in ihrem eigenen Interesse. Und dann findet der ungleiche Tausch statt. Unsere Schlapphüte bekommen ein paar Häppchen, wenn sie brav parieren. Deshalb protestiert unser Bundespräsident nicht gegen diese vermaledeite Schnüffelei. Deshalb bleibt unser Bundesanwalt brav wie ein kastrierter Vorstadt-Pudel. Genau wie der oberste Datenschützer der Schweiz. Und mit ihnen auch die Medien.

Lenin durfte in Zürich weitgehend ungestört die russische Revolution vorbereiten. Snowden ist kein Revolutionär, sondern bestenfalls ein mutiger Mahner. Neu eine Geisel des scheinheiligen Zaren Putin. Eigentlich müsste ihm deshalb die Schweiz Asyl anbieten. So wie dies bisher nur Balthasar Glättli (Grüne, ZH) fordert.

Und unsere Geheimdienste müssten im noblen und hoffentlich abhörsicheren Bundesratsbunker in Kandersteg Snowdens Informationen auswerten. Um so den Briten und Amerikanern endlich eins auszuwischen.

Lenin wohnte in Zürich an der Spiegelgasse 14. Das rot-grüne Zürich müsste die Spiegelgasse in Snowden-Gasse umbenennen. Und so das Fähnlein der sieben aufrechten rot-grünen Schweizer Städte aus dem Fenster hängen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Geile Zeile

Von Kurt W. Zimmermann — Eine Rückblende: So diskutierten im April Chefredaktor, Reporter und Hausjurist einer Wochenend-Zeitung.

Chefredaktor: Wir haben nun monatelang diese Offshore-Leaks recherchiert. Wir gehen voll drauf, online wie gedruckt. Es ist ein unglaublicher Fall von Steuerbetrug.

Hausjurist: Könnt ihr den Steuerbetrug beweisen?

Reporter: Was heisst schon beweisen? Hinweise sind auch Beweise. Dreihundert Schweizer haben Trusts in Steueroasen gehalten – warum wohl, wenn nicht zum Steuerbetrug?

Chefredaktor: Darum schlage ich als Titelseite vor: «Gigantisches Komplott von Steuerbetrug enthüllt!»

Hausjurist: Komplott? Steuerbetrug? Da rennt ihr ins Messer. Seid vorsichtig und schreibt: «Fälle von möglicher Steuerhinterziehung vermutet».

Reporter: Möglich? Vermutet? Aber hallo. Wir haben monatelang recherchiert.

Hausjurist: Und habt ihr Beweise?

Reporter: Hinweise sind auch Beweise. Wir können belegen, dass es Tausende von Trusts gibt.

Hausjurist: Ja, und was ist neu daran?

Chefredaktor: Keine Witze, bitte. Aber gut, machen wir einen Kompromiss für die Titelseite. Mein Vorschlag: «Netzwerk von Steuerhinterziehern enthüllt!»

Hausjurist: Bleibe skeptisch, aber das könnte gehen.

Reporter: Etwas mehr Gas brauchen wir schon. Ich schlage vor: «Riesiges Netzwerk von Steuerhinterziehern enthüllt!»

Chefredaktor: Geile Zeile.*

Hausjurist: Hauptsache, wir greifen niemanden persönlich an. Dann kann auch niemand klagen.

Chefredaktor: Stopp. Wir brauchen ein Zielobjekt. Wir hauen Gunter Sachs in die Pfanne. Der hatte einen Schweizer Pass, war reich und hatte Trusts auf den Cook Islands – an ihm hängen wir es auf.

Reporter: Wir machen es so: Oben die Zeile mit der «riesigen Steuerhinterziehung», darunter ein grosses Foto von Gunter Sachs – da merkt jeder den Zusammenhang.

Hausjurist: Riskant. Dagegen kann man vorgehen.

Chefredaktor: Kein Thema. Gunter Sachs ist sowieso tot. Das Risiko, dass seine Familie uns einklagt, ist nahe null.

Reporter: Darum können wir auch mit der Bildlegende zusätzlich Gas geben. Mein Vorschlag: «Gunter Sachs hat sein Vermögen in Steueroasen versteckt».

Hausjurist: Vorsicht. Nehmt besser die «Soll»-



«Wir brauchen ein Zielobjekt»: Gunter Sachs.

Formel: «Soll versteckt haben». So kann keiner klagen.

Chefredaktor: Verstehe. Also die «riesige Steuerhinterziehung» im Titel, darunter ein grosses Bild von Sachs, dazu als Bildlegende: «Gunter Sachs soll sein Vermögen in Steueroasen versteckt haben».

Hausjurist: Ja, dann sind wir auf der sicheren Seite. Der Gesamteindruck bleibt für Sachs zwar verheerend, doch das Klagerisiko ist minimal.

Chefredaktor: Genau so soll es sein.

Reporter: Und zum Schluss geben wir noch mehr Gas. Wir schreiben, dass die Steuerverwaltung das Dossier von Gunter Sachs neu überprüft.

Chefredaktor: Auch das haben wir exklusiv.

Hausjurist: Und was ist, wenn die Behörden später sagen, dass Gunter Sachs gar kein Steuersünder ist?

Chefredaktor: Keine Witze, bitte. Wir haben monatelang recherchiert. Die Story steht. Danke, gehen wir noch kurz auf ein Bier?

* «Riesiges Netzwerk von Steuerhinterziehern enthüllt» war rund um die Offshore-Leaks tatsächlich eine Schlagzeile einer führenden Schweizer Zeitung.

Flaschenhals

Von Beatrice Schlag — Männer wollen jüngere Frauen, aber Frauen selten ältere Männer.

Das Männer jüngere, oft sehr viel jüngere Frauen begehren, ist ein alter Hut. Und da viele von ihnen tatsächlich eine deutlich jüngere Partnerin heiraten, nahm man an, ohne viel nach-



zudenken, dass auch viele Frauen ältere Männer bevorzugen. Weil sie seine Kreditkarte schätzen, seine Reife und Persönlichkeit oder alles zusammen. Jetzt zeigen Statistiken plötzlich, dass zumindest jene Frauen, die im Internet einen Partner suchen, mitnichten von einem älteren Mann träumen. Das belegt eine Erhebung des Portals für Partnervermittlung AYI, die *Time Magazine* zuverlässig und überraschend genug erschien, um darüber zu berichten. Wenn sie zutrifft, kommen harte Zeiten auf viele zu. Als sei Partnersuche bisher nicht schon kompliziert genug gewesen.

AYI, kurz für «Are You Interested?», gehört mit weltweit 68 Millionen Downloads zu den grössten Anlaufstellen im Internet für Benutzer, die das Alleinsein satt haben. Der Anbieter koppelte für die Umfrage die eigenen Daten mit den Interessen von zwanzig Millionen ledigen Facebook-Benutzern und konzentrierte sich schliesslich auf 36 000 Profile von Partnersuchenden zwischen 30 und 49. Die Frauen unter ihnen sind fünfmal erpicht darauf, jüngere als ältere Männer kennenzulernen, wobei die Spanne des Altersunterschieds nach oben und unten jeweils fünf Jahre beträgt, was ziemlich wenig ist. Bei den Männern hingegen kommen 42 Prozent nicht einmal auf die Idee, das Profil einer Frau anzuklicken, die älter ist als sie selber, auch wenn es nur ein oder zwei Jahre sind. Ganz anders sieht es aus, wenn Männer von einer älteren Frau kontaktiert werden. Allein die weibliche Interessenbekundung scheint den Mann weitgehend blind zu machen für den Jahrgang der Frau. Wenn der Altersunterschied nicht krass ist, hat die ältere Frau nur um zwanzig Prozent schlechtere Karten als eine deutlich jüngere, eine Antwort zu bekommen. Psychologen haben für die neuen Verhältnisse noch keine sehr schlaun Erklärungen. Frauen vielleicht auch nur begrenzt. Aber sie wissen jetzt, was sie zu tun haben: nicht auf Antwort hoffen, sondern sich bemerkbar machen.

Leserbriefe

«Auch mein Ex-Mann konnte es nicht verkraften, dass ich einiges mehr verdiente.» *Beatrix Kruger*



«Ganz sauer werden die Jungs, wenn man den Spiess mal umdreht.»

Nur noch, wenn er Männchen macht
Nr. 26 – «Der Mann als Schosshund»;
Rico Bandle über Abhängigkeiten zwischen
Mann und Frau

Ja, der Preis, den eine erfolgreiche und unabhängige Frau heute zahlen muss, sind oft Einsamkeit oder faule Kompromisse. Auch mein Ex-Mann konnte es nicht verkraften, dass ich einiges mehr verdiente. Die Scheidung war dementsprechend zermürbend, und die Alimente musste natürlich ich bezahlen. Auch der Liebhaber tut sich schwer damit, wenn man als Frau keine feste Beziehung will und nur Lust auf etwas unbeschwertem Sex hat! Ganz sauer werden die Jungs, wenn man den Spiess mal umdreht! Und nicht zuletzt die Verehrer, die einen umkreisen wie ferne Planeten: «Du bist halt eine gefährliche Frau», begründen sie ihr Zögern. Tja, mit diesen kümmerlichen Erfahrungen kann man die Männer nur noch in homöopathischer Dosierung geniessen: ab und zu ein *loverboy*, aber nur, wenn er schön Männchen macht und schwänzelt . . .

Beatrix Kruger, Zürich

Richtiger Kurs
Nr. 26 – «Wie ein verwundetes Tier»;
Florian Schwab über die Economiesuisse

Die *Weltwoche* hat recht mit ihrer Feststellung, dass der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse sich in eine völlig unnötige Identitätskrise manövriert hat. Das Ausscheiden von Pascal Gentinetta als Direktor ist ein enormer

Verlust für die gesamte Schweizer Wirtschaft. Nach Jahren des Lavierens hat der ehemalige Vorort unter seiner Führung und mit Unterstützung durch Gerold Bühner wieder eine feste Basis und ein klares Profil gewonnen. Gentinettas Art und Vorgehen erinnerte an den verdienten früheren Vorort-Direktor Gerhard Winterberger, den ich persönlich gekannt hatte. Er hatte dem Wirtschaftsverband damals zu grossem Ansehen verholfen und die Interessen der Schweizer Wirtschaft glaubwürdig und kraftvoll vertreten.

Heute ist der Wirtschaftsstandort Schweiz in Gefahr. Die Abzocker in einigen Grossunternehmen haben das früher wirtschaftsfreundliche Land gespalten. Die Verantwortung, die sich diese Abzocker aufgeladen haben, ist gross. Gentinetta, zusammen mit seinen kompetenten Kollegen, war auf dem Wege, Economiesuisse wieder zu dem zu machen, was einst der Vorort war: ein glaubwürdiger, angesehener und wirkungsvoller Verband im Dienste von Volk und Wirtschaft. Ihr Kurs war richtig.

Es wird schwierig sein, ein ähnlich kompetentes Führungsteam zu finden. Wichtig ist, dass Economiesuisse sich in Zukunft vom Image, ein Organ der Grossindustrie zu sein, lösen kann und auf dem Wege, den Gentinetta begonnen hat, zielführend weiterschreitet. Die Schweizer Wirtschaft lebt von den vielen mittelständischen Unternehmen und dem Goodwill des Schweizer Volkes.

Max D. Amstutz, Nyon

Das Spiel der Fifa
Nr. 26 – «Gemischtes Doppel»;
Peter Hartmann über Brasilien

Da haben es doch tatsächlich einige tausend Menschen gewagt, mit zumeist friedlichen Demonstrationen gegen den «Alles ist super und Fussball löst alle Probleme»-Modus der Fifa aufzubegehren. Natürlich ist gemäss Fifa die brasilianische Regierung in der Pflicht, die Probleme und Ungerechtigkeiten zu lösen. Dass für vier Wochen Fussball Milliarden investiert werden müssen und der Tross der Fussballweltmeisterschaft danach wieder weiterzieht und die pompös gebauten Infrastrukturen allzu oft ungenutzt zu teuren Ruinen verkommen, gehört zum Fifa-Spiel. Die Demonstrationen vieler Brasilianer wecken Die Hoffnung, dass dieses einseitige Spiel mit dem immer gleichen Hauptgewinner endlich auch kritisch betrachtet wird. Die Fifa für die herrschenden Probleme in Brasilien verantwortlich zu machen, ist natürlich daneben, aber dass Fussballweltmeisterschaften ein Heilmittel zur Verbesserung sind, ist genauso falsch. Eine gute Nachricht für Sepp Blatter ist zumindest, dass es ähnliche Demonstrationen bei den zukünftigen Weltmeisterschaften in Russland und Katar sicherlich nicht geben wird. *Pascal Merz, Sursee*

Dank Vermögen und Anwälten
Nr. 26 – «Der Prozess war in keiner Weise fair»;
Interview mit Giuliano Ferrara

Berlusconi zu sieben Jahren Haft verurteilt: Was der sich alles an strafbaren Taten zu Schulden hat kommen lassen, darüber wurde oft und ausführlich berichtet. Nach vielen Fehlversuchen, Berlusconi mit Anklagen festzunageln, gelang es endlich einem italienischen Gericht, Berlusconi dafür zu sieben Jahren Haft zu verurteilen. Aber leider darf davon ausgegangen werden, dass es dem Delinquenten dank seines riesigen Vermögens und dementsprechend vielen von ihm gut bezahlten Anwälten gelingen wird, sich der aufgebremmten Strafe zu entziehen. Dazu darf folgende Frage gestellt werden: Wenn alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind, weshalb hat ein derart begüterter Mensch die Chance, Verfahren derart lange hinziehen zu können, somit davonzukommen, während ein nicht begüterter sofort ins Gefängnis muss?

Hans Gamliel, Rorschach

Der Bundesrätin nicht zu folgen, war richtig
Nr. 25 – «246 Geiseln einer Terrorgruppe»;
Markus Schär über den Finanzplatz Schweiz

«[. . .] Schaden für die Volkswirtschaft, ob von einer Milliarde oder hundert Milliarden», so Luc Recordon. Bundesrätin Eveline Widmer-

Schlumpf stellte denn auch nur fest: «Man hat immer wieder von Zahlen zwischen fünf und zehn Milliarden Franken gesprochen. Man hat aber gesagt, das hänge dann sehr stark davon ab, was man wirklich als Bemessungsgrundlage nehme.» Wenn man es nicht weiss oder nicht feststellen kann oder will, war es richtig, der Bundesrätin nicht zu folgen. Was aber sicher festgestellt werden kann, ist, wie viel Schaden Bundesrätin Widmer-Schlumpf seit ihrer BR-Karriere verursacht hat durch das Versagen im Justiz- und Polizeidepartement, dem wir die Flut von Asylgesuchen verdanken. Jetzt als Helferin der EU, des IWF, beim Nachgeben gegenüber der US-Steuerverwaltung, beim Nichteinstehen für die Schweiz. Diese Rechnung wagt kaum jemand zu machen. Es würde uns das Grausen packen.

Alois Zoll, *Meierskappel*

Verbiesterte Reaktion

Nr. 25 – «Grossmeister des Verdachts»; Philipp Gut über den Berner Literaturprofessor Matthias Lorenz

Die verbiesterte Reaktion von Germanistikprofessor Matthias Lorenz auf den herzerfrischenden Roman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» von Thomas Meyer erscheint nur auf Anhieb skurril, nämlich dann, wenn man ausblendet, dass die Fähigkeit, über sich selbst zu lachen, sowie der Hang zur Selbstironie zu den lebenswertesten Konstanten jüdischen Geisteslebens gehören, Eigenschaften, die dem deutschen Kulturbürger weitgehend abgehen, ja suspekt erscheinen. Nicht von ungefähr waren es die Filme «Der grosse Diktator» von Charlie Chaplin und «To Be or Not to Be» von Ernst Lubitsch, die 1940 bzw. 1942 den «furor teutonicus» des Propagandagrossmeisters Goeb-

bels am meisten anheizten, beides Streifen, in denen die jüdische Seite ebenso sehr ihren Teil abbekam wie die deutsche. Wäre den Deutschen nur ein Bruchteil der jüdischen Selbstironie eigen, dies hätte sie vor vielen Irrungen und Wirrungen in ihrer Geschichte verschont. So wird beispielsweise nur im deutschen Kulturraum zwischen E- und U-Musik unterschieden, während alle übrigen Völker den Schnitt zwischen guter und schlechter Musik anbringen – wobei der deutschen E-Musik a priori das Etikett der Langeweile und der Schulmeisterei anhaftet.

Und in derselben Ausgabe der *Weltwoche*, nur zwei Seiten weiter, schildert Alex Baur unter der Überschrift «Götterdämmerung im Wendeland» eine Anekdote, der eigentlich eher mit Ironie denn mit Sarkasmus beizukommen wäre! Mit seinem vorgenannten Erstlingsroman tritt Thomas Meyer in die Fusstapfen von Ephraim Kishon («Arche Noah, Touristenklasse»), von Friedrich Torberg («Die Tante Jolesch») und von Charles Lewinsky («Melnitz»). Sind diese Autoren bezüglich eines Hanges zum Antisemitismus nun ebenfalls auf der *watch list* von Herrn Prof. Lorenz?

Jürg Lindecker, *Greifensee*

Literaturprofessor Matthias Lorenz hat offensichtlich das Buch «Jüdische Witze» von Salcia Landmann noch nie in den Händen gehabt, geschweige denn gelesen. Sonst hätte ihm bereits das Vorwort zu denken geben müssen. Heisst es doch dort unter anderem: «Durch Jahrhunderte war der Witz die einzige und unentbehrliche Waffe des sonst waffen- und wehrlosen (jüdischen) Volkes.» Weiter wird festgehalten, dass der jüdische Witz «[...] immer eine politische, religiöse, soziale oder philosophische Kritik enthält, jedem verständlich und doch voll tiefer Weisheit». Der Literaturprofessor dokumentiert mit seinen Äusserungen, dass er weder das Judentum noch dessen Geschichte, noch den jüdischen Witz verstanden hat. Also, Herr Professor, zurück auf die Schulbank!

Karl Bischofberger, *Küsnacht*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seiner Schwägerin zum Geburtstag gratulieren, wenn man den Geburtstag der eigenen Frau ein paar Tage vorher vergessen hat? *Christine Kämpfer, Burgdorf*

Nein, Ihr Mann hat Ihren Geburtstag vergessen? Aber ein paar Tage später hat der feine Herr an den Ihrer Schwester gedacht? Gibt's ja nicht! Das geht wirklich so was von absolut überhaupt nicht! Und wissen Sie, was daran das Beste ist? Was wünschen Sie sich? Den Besuch in diesem fantastischen Restaurant? Ein Wellness-Weekend? Ein Schloss? Oder dass er verflucht noch mal endlich bei Ihren Eltern vorbeigeht und den Rasen mäht? *Whatever*, so vieles wird in Erfüllung gehen, denn mit «Wie damals, als du meinen Geburtstag vergessen, aber an den meiner Schwester gedacht hast, bedeute ich dir überhaupt etwas?» hat er Ihnen ein emotionales Laserschwert geschenkt, damit können Sie auch nach fünfzehn Jahren noch kommen, und er ist chancenlos. Möge die Macht mit Ihnen sein. *Dominique Feusi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.


CRESTA PALACE
Sommerzeit
BELEBENDE TAGE IM ENGADIN
 Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
 Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
 Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person
 Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
 Sommersaison bis 13. Oktober 2013
 ★ ★ ★ ★
 CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz
 T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch
 Elisabeth und Hanspeter Herren


Was gibt es da zu verhandeln?

Die EU dringt darauf, den bilateralen Weg mit der Schweiz zu renovieren; der Bundesrat kommt ihr willfährig entgegen. Deshalb argwöhnen Kritiker: Will er das Land in die EU führen, ohne dass das Volk darüber abstimmen kann? *Von Markus Schär*



Deutungshoheit: Europäischer Gerichtshof in Luxemburg.

Es gehe um «die wichtigste Frage des Landes», warnt Christoph Blocher: Können die Schweizerinnen und Schweizer in Zukunft noch selber bestimmen? Der erfolgreiche Kämpfer gegen den EWR-Beitritt kündigt deshalb jetzt schon an, er wehre sich nochmals mit allen Kräften gegen die Europastrategie des Bundesrates, wenn nötig wie 1992 bis zur völligen Erschöpfung.

Dagegen wiegelt Aussenminister Didier Burkhalter ab. Mit den Vorschlägen zum «Renovieren» des erfolgreichen bilateralen Weges, die er letzte Woche vorstellte, wolle der Bundesrat nur die Beziehungen der Schweiz zur EU sichern und weiterentwickeln. Diese Erneuerung schaffe also keine neuartige Situation: «Sie zeigt den weiteren Weg auf, den die Schweiz schon seit geraumer Zeit beschreitet.» Übertreibt Blocher also? Oder verharmlost Burkhalter eine entscheidende Wei-

chenstellung? Was ist von der Europastrategie des Bundesrates zu halten?

Wo ist das Problem?

«Die Europäische Union unterhält gute, intensive und breitgefächerte Beziehungen zur Schweiz», stellt die EU selber fest. «Die Schweiz, geografisch im Herzen Europas, ist einer der wichtigsten Handels- und Investitionspartner der EU.» Und dennoch mäkelte die EU seit drei Jahren immer lauter an dieser fast problemlosen Beziehung herum.

Die bilateralen Abkommen hätten «im Lauf der Jahre zu einem äusserst komplexen Gebilde aus zahlreichen Abkommen geführt», schimpften die Minister im EU-Rat im Dezember 2010. «Unter uneingeschränkter Achtung der Souveränität der Schweiz» kamen sie zum Schluss, dass das System der bilateralen Abkommen zwar bisher gut funktioniert habe,

aber komplex und schwer zu handhaben sei und «eindeutig an seine Grenzen stösst».

So what?, könnten sich die Schweizer sagen. «Die EU ist nicht bekannt dafür, ein politisches Menü à la carte anzubieten», halten die Basler Ökonomen Beat Spirig und Rolf Weder in ihrem lesenswerten Buch «Von Rosinen und anderen Spezialitäten» nüchtern fest. Dafür, dass die EU sich mit der Schweiz dennoch auf eine differenzierte Integration eingelassen habe, gebe es vor allem einen offensichtlichen Grund: «Es lag im Interesse der EU.» Die Schweizer müssten sich denn auch nicht als Rosinenpicker beschimpfen lassen: Die Schweiz nahm à la carte, was ihr die EU gab – weil es auch Brüssel den grössten Mehrwert bietet.

Die über hundert bilateralen Abkommen – darunter gemäss Bund «rund zwanzig zentrale» – bereiten kaum Probleme. Die Schweiz hält sich strikter an das übernommene EU-

Recht als die meisten Mitgliedsländer, und über die raren Unstimmigkeiten sprechen Gemischte Ausschüsse einmal jährlich. Seit je stösst sich dabei die EU an Schweizer Spezialitäten wie den flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit, etwa an der Regelung, dass sich Dienstleister, die in der Schweiz arbeiten wollen, acht Tage vorher anmelden müssen. Das gute Einvernehmen belasten solche Differenzen aber kaum.

Dennoch drängt die EU seit dem Sommer 2010, es brauche zusätzliche Institutionen, um die bilateralen Verträge an die Entwicklung des EU-Rechts anzupassen, die einheitliche Auslegung zu gewährleisten, die Durchsetzung zu überwachen und im Streitfall zu entscheiden. Ohne Rahmenabkommen, das diese Fragen regle, schliesse sie keine weiteren bilateralen Verträge mit der Schweiz. Das ist zwar kaum ein Druckmittel, weil Verträge ohnehin nur zustande kommen, wenn sie im Interesse aller Beteiligten liegen. Und dennoch brach in Bundesbern Panik aus. Der Bundesrat, die Verwaltung und mit ihnen die Medien trompeten seit drei Jahren: Der bilaterale Weg ist am Ende. Ist er dies wirklich?

Die «gefährlichste Strategie»

Falls die EU bisher der Schweiz entgegenkam, dann nur aus einem Grund: Die Schweizer Repräsentanten in Brüssel beteuerten seit dem Nein zum EWR von 1992 stets, die Schweiz trete der EU bei, sobald sich das Volk davon überzeugen lasse. Inzwischen, angesichts der Zerrüttung der Euro-Zone und damit auch der EU, spricht sich aber kaum mehr jemand für einen EU-Beitritt aus. «Nur noch zehn Prozent wollen in die EU», sieht Blocher gemäss Umfragen, «aber diese zehn Prozent hocken in der Classe politique.» Deshalb argwöhnt er, die unbeirrbar Euro-Turbos in der Berner Verwaltung nutzten den Druck der Kollegen in der Brüsseler Bürokratie, um EU-Recht zu übernehmen und damit die Schweiz der EU anzuschliessen, ohne dass das widerspenstige Volk etwas dazu zu sagen hat: «Das ist die gefährlichste Strategie.»

Der Bundesrat beugt sich denn auch seit drei Jahren beflissen den Forderungen der EU. «Das Binnenmarktrecht der EU ist zu einer umfassenden Rechtsordnung geworden, die für den grössten Teil Europas gilt», belehrte schon Aussenministerin Micheline Calmy-Rey ihre Botschafter. Deshalb sei das EU-Recht «zentraler Parameter für die gesetzgeberische Tätigkeit der Schweiz». Sie müsse also bereit sein, «über die institutionellen Modalitäten unserer künftigen Beziehungen zu verhandeln» – obwohl die bilateralen Abkommen zwischen zwei Souveränen, im Gegensatz zum abgelehnten EWR, solche übergeordneten Institutionen gerade nicht vorsehen.

Wie diese Institutionen zur Anpassung an das EU-Recht aussehen könnten, liess der Bundesrat vom Völkerrechtler Daniel Thürer abklä-

ren. Der emeritierte Zürcher Professor lieferte sein Gutachten im Juli 2011 ab, der Bundesrat gab es aber – nachdem es die *Weltwoche* publik gemacht hatte – erst Ende 2012 heraus. Denn es birgt Zündstoff, so schreibt der Gutachter: «Der Aufgabenbereich der Union, ursprünglich auf Wirtschaftsfragen beschränkt, erstreckt sich heute, in freilich unterschiedlicher Dichte,



«Rote Linien»: Aussenminister Burkhalter.

auf praktisch sämtliche Gebiete der öffentlichen Gestaltung. Die Europäische Union stellt eine Wertegemeinschaft dar.» Und der Motor der Rechtsentwicklung sei wegen seiner «besonderen Dynamik» der Europäische Gerichtshof (EuGH) in Luxemburg.

Damit die Schweiz mit der dynamischen Regulierung aller Lebensbereiche in der EU mithalte, schlug der Gutachter drei denkbare Lösungen vor: Im ersten Modell übernahmen die Efta-Überwachungsbehörde und der Efta-Gerichtshof auch die Kontrolle der bilateralen Abkommen – damit träte die Schweiz doch noch dem EWR bei, wo der EuGH die Rechtsentwicklung diktiert. Im zweiten Modell entstünden schweizerische Lösungen, eine Umsetzungsstelle und eine zusätzliche Kammer des Bundesgerichts, um die bilateralen Abkommen zu überwachen, allerdings gemäss den Vorgaben des EuGH: «Sie sehen zwar aus wie Schweizer Richter, doch tanzen sie wie Marionetten nach fremdem Recht», höhnte deshalb Blocher im Januar 2013 in seiner Albigütli-Rede. Und im dritten Modell befänden sich Umsetzungsstelle und Gericht ausser Landes – in «räumlicher Nähe» zur EU-Kommission.

«Das ganze Gutachten ist darauf ausgerichtet, die Schweiz in die EU zu integrieren, ohne das Volk darüber abstimmen zu lassen», schliesst Christoph Blocher daraus. Doch für

die EU war der Bückling noch nicht tief genug: Sie lehnte die Schweizer Vorschläge im Dezember 2012 rundweg ab. Denn der Europäische Gerichtshof hält die Deutungshoheit beim Auslegen des EU-Rechts, er duldet keine anderen Richter neben sich.

Der Entwurf für ein Verhandlungsmandat, den Aussenminister Didier Burkhalter letzte Woche vorstellte, anerkennt deshalb den EuGH als höchste Instanz. Allerdings weiss der Bundesrat, dass die Schweizer das Urteil der fremden Richter in Luxemburg nicht hinnehmen würden: Neben der SVP und der CVP als ihr Echo wehrt sich auch der Gewerkschaftsbund, da der EuGH arbeitnehmerfeindlich urteilt. Der Gerichtshof soll deshalb in Streitfragen nur das EU-Recht verbindlich auslegen, aber die Schweiz nicht verurteilen. Und die Schweizer könnten den Standpunkt des EuGH auch ablehnen, sie müssten dann aber mit Gegenmassnahmen der EU rechnen. Ausserdem will der Bundesrat «rote Linien» ziehen, also die flankierenden Massnahmen bewahren und sich dem Unionsbürgerrecht verweigern, das den Menschen in der EU in allen Ländern den Anspruch auf Sozialleistungen gewährt.

«Eine Pseudolösung», spottet Professor Dieter Freiburghaus als bestandener Experte für die Europapolitik. Ein Gericht einzuschalten, aber nicht endgültig entscheiden zu lassen, grenze an Gerichtsmissbrauch. «Die EU wird den Vorschlag in einigen Monaten prüfen und dann wohl ausschlagen.» Was dann?

«Take it or leave it?»

«Ich finde die Stossrichtung nicht so schlecht», sagt Professor Rolf Weder. Er empfiehlt zwar wie schon in seinem Buch, die Schweiz solle «Riesenpakete» von Verträgen vermeiden und nur noch Abkommen mit hohem Nutzen abschliessen, vor allem zum Verhindern von Marktzugangsbeschränkungen: Wirklich nützlich wäre ein Dienstleistungsabkommen – es steht jedoch nicht auf der Agenda. Der Ökonom betont aber auch, die Schweiz müsse die Unsicherheit vermindern, die sich durch die Weiterentwicklung der EU ergibt. Die meisten bilateralen Abkommen beruhen zwar unveränderlich auf dem Stand beim Abschluss 1999 oder 2004, die Verträge zur Personenfreizügigkeit und zum Schengen-Dublin-Raum sehen aber – zumindest nach Auslegung der tonangebenden Juristen – eine Anpassung vor. Das Bundesgericht ist deshalb gehalten, sie entsprechend der Rechtsentwicklung in der EU auszulegen, also im Klartext: die einzig massgebliche Sicht des EuGH anzunehmen.

Wichtig ist für Rolf Weder, dass die Schweiz nicht plötzlich unter Druck gerät, aufgrund des dynamischen Freizügigkeitsabkommens Recht aus der Arbeitsmarkt- und der Sozialpolitik der EU umzusetzen: «Das hätte man schon beim Unterschreiben der Verträge klar-

Fortsetzung auf Seite 27

Blocher irrt

Die SVP übt schwere Kritik am Gesetzesvorschlag des Bundesrats zur Ausschaffungsinitiative. Man sieht darin ein weiteres Indiz dafür, dass die Regierung mit Justizministerin Sommaruga nicht mehr zum Land steht. Die Lage ist komplizierter. *Von Roger Köppel*



«Mittelweg»: Bundesrätin Sommaruga.

Letzte Woche trat Justizministerin Simona Sommaruga vor die Presse. Die Bundesrätin hatte die Aufgabe, den Medienleuten den Gesetzesentwurf der Regierung zur Ausschaffungsinitiative vorzulegen. Wie erwartet, schreckte die Regierung davor zurück, die von einer Volks- und Ständemehrheit angenommene Initiative wortgetreu zu verwirklichen. Mit Verweis auf die völkerrechtlichen Verpflichtungen der Schweiz wurde eine entschärfte Variante präsentiert.

Pikanterweise orientiert sich diese in wesentlichen Punkten am seinerzeitigen Gegenvorschlag, der allerdings von Volk und Ständen wuchtig verworfen wurde. Sommarugas Gesetz lehnt den von den Initianten geforderten und vom Souverän absegneten Ausschaffungsautomatismus ab. Stattdessen werden bei Ausweisungen Mindeststrafen von sechs Monaten Freiheitsentzug gefordert und wird dem richterlichen Ermessen grösseres Gewicht gegeben. Justizministerin Sommaruga nannte ihren Entwurf ehrlicherweise einen «Mittelweg», der niemand voll zufriedenstellen werde.

Die Kritik folgte auf dem Fuss. SVP-Nationalrat Christoph Blocher nahm den Entwurf in seiner wöchentlichen TV-Sendung zum Anlass, die Landesregierung abermals mit dem Vorwurf einzudecken, sie stehe nicht mehr zur Schweiz: «Nur das zwingende Völkerrecht steht über der Verfassung. Das nicht zwingende Völkerrecht müssen wir nicht befolgen.» Genau dies aber tue der Bundesrat, sagte Blocher, indem er nicht zwingende völkerrechtliche Bestimmungen höher gewichte als die von Volk und Ständen deutlich angenommene Initiative. Seinen Standpunkt hatte Blocher bereits vor ein paar Monaten in der NZZ formuliert. Das «schwammige Völkerrecht» werde «durch allerlei Tricks» dem Landesrecht übergeordnet, der schweizerische Verfassungsgeber «ausgeschaltet». Schuld sei die Brüssel-süchtige Schwäche der Lausanner Bundesrichter.

Völkerrecht ist eben keine Nullität

Eine vertiefte Analyse allerdings macht deutlich, dass Blochers konfrontative Auslegung der Schweizer Rechtspraxis zu kurz greift. Es stimmt zwar, dass die Bundesverfassung in Artikel 139 ausdrücklich festhält, dass die

Bundesversammlung nur jene Volksinitiativen für ungültig erklären darf, die zwingendes Völkerrecht verletzen. Damit sind seit dem Zweiten Weltkrieg Bestimmungen gemeint, die ernsthaft niemand mehr in Frage stellt, wie Folterverbot, Verbot der Todesstrafe oder die Rückweisung anerkannter Flüchtlinge in Gebiete, wo sie an Leib und Leben bedroht sein werden. Verletzt eine Initiative, wie etwa die Ausschaffungsinitiative, jedoch andere, nicht zwingende Bestimmungen des internationalen Rechts, zum Beispiel bilaterale Abkommen oder die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK), darf sie zur Abstimmung gelangen.

Also haben Blocher und die SVP doch recht, wenn sie Sommarugas Entwurf als Anschauungsbeispiel für einen weiteren Kniefall vor den Gerichtshöfen des Auslands werten?

So einfach ist es nicht. Die Bundesverfassung, betonen Mitglieder des Schweizer Bundesgerichts in Lausanne, sei im Kern eben widersprüchlich, Journalisten dürften auch das Wort «schizophren» verwenden. So lasse die Verfassung zwar ausdrücklich die Abstimmung über völkerrechtswidrige Initiativen zu, sofern das zwingende Völkerrecht gewahrt bleibe. In Artikel 190 jedoch hält die gleiche Verfassung unmissverständlich fest: «Bundesgesetze und Völkerrecht sind für das Bundesgericht und die anderen rechtsanwendenden Behörden massgebend.» Es stimmt also nicht, wenn Blocher sagt, das nicht zwingende Völkerrecht müsse in der Schweiz nicht befolgt werden. Es muss laut Verfassung von allen «rechtsanwendenden Behörden» befolgt werden, wobei die gleiche Verfassung widersprüchlich eben auch Volksinitiativen zulässt, die ausdrücklich gegen jene völkerrechtlichen Bestimmungen verstossen, an die sich alle Schweizer Richter halten müssen.

«Pacta sunt servanda», Verträge müssen eingehalten werden: So lautet ein uralter rechtsstaatlicher Grundsatz. Auch die Schweiz kann sich nicht einfach über Verträge hinwegsetzen, die sie unterschrieben hat. Konfliktstoff gibt es an zwei Fronten. Gemäss Freizügigkeitsabkommen (FZA) dürfen nur Personen des Landes verwiesen werden, die eine tatsächliche und aktuelle Gefährdung der öffentlichen Ordnung darstellen. Diese Vertragsklausel hat die Schweiz akzeptiert. Nun aber will die Ausschaffungsinitiative eine viel strengere Praxis einführen, die voraussichtlich dem FZA widersprechen dürfte. Blocher entgegnet, beim Personenfreizügigkeitsvertrag sei es zentral nie um Straftäter, sondern um Arbeitnehmer gegangen. Das stimmt, aber Blochers Plädoyer für eine selektive Geltung des Abkommens steht auf dünnem Eis. Wer einen Mietvertrag unterschreibt, der in einer Nebenklausel die Haustierhaltung verbietet, kann auch nicht

plötzlich Haustiere aufnehmen mit der Begründung, die Nebenklausel, die er unterschrieb, interessiere ihn nicht mehr.

Sie folgen brav der Verfassung

Das Gleiche gilt für die Europäische Menschenrechtskonvention, welche die Schweiz 1974 annahm. Hier ist vor allem Artikel 8 ein Bremsklotz für verzugslose Ausschaffungen. Der Abschnitt behandelt den Schutz des Familienlebens, was beispielsweise Straftäter in ihrer Eigenschaft als Familienväter betrifft. Erfahrungsgemäss liefert der Passus die Möglichkeit, dass sich kriminelle Ausländer durch termingerechte Heirat plus Kinderzeugung vor einer Ausweisung retten können. Gleichwohl gilt der Grundsatz der Bundesverfassung auch hier, wonach alle «rechtsanwendenden Behörden» sich nicht einfach über die völkerrechtlichen Bestimmungen der EMRK hinwegsetzen können. Ein hoher Mitarbeiter des Bundesgerichts in Lausanne erklärt, dass seine Behörde nicht, wie Blocher behauptete, den Schweizer Verfassungsgeber austricksen wolle, sondern lediglich Artikel 190 beachte, wonach eben auch für das Bundesgericht das nicht zwingende Völkerrecht «massgebend» sei.

Fazit: Sommaruga und die Bundesrichter betreiben keine hinterlistige Schweizaushebelung. Sie folgen einfach brav der Verfassung, die sich in diesem Punkt durch einen unaufhebbaren Widerspruch auszeichnet. Erstaunlich ist, dass die Autoren der Bundesverfassung die schizophren anmutenden Paragraphen 139 und 190 überhaupt stehen liessen. Warum? Beim Bundesgericht erklärt man es sich so: Die Verfassungsautoren hätten nicht gedacht, dass völkerrechtswidrige Initiativen in der Schweiz angenommen werden könnten. Allerdings, wird hinter sehr vorgehaltener Hand ergänzt, würden die Strassburger Menschenrechtsrichter ihr Mandat seit fünfzehn Jahren immer dreister und aufdringlicher auslegen. Hier trifft Blocher fraglos einen zentralen Punkt, wenn er die zusehends politische Schlagseite des EGMR geisselt.

Die richtige Antwort auf die unstatthafte Strassburger Anmassungen wäre allerdings nicht nur ein Bashing von Bundesräten und Bundesrichtern, sondern die konsequente Kündigung oder Neuverhandlung der entsprechenden Verträge und Abkommen. «Pacta sunt servanda.» Ja, aber wenn die Vertragswirklichkeit den eigenen Interessen widerspricht, soll und kann man einen Vertrag, ganz legal, auch einfach auflösen.

machen können.» Der Druck der EU, solche Regelungen zu übernehmen, könnte in Zukunft wachsen. Dagegen könne sich die Schweiz schützen, wenn sie jetzt, wie vom Bundesrat vorgeschlagen, zum Beispiel festhalte, dass sie die Unionsbürgerrichtlinie ablehne. Um mehr Sicherheit zu bekommen, könne sie innerhalb solcher Leitplanken EU-Recht automatisch übernehmen. Allerdings, meint der Ökonom, hätte der Bundesrat der EU nicht so weit entgegenkommen müssen, schon vor den Verhandlungen bei Unklarheiten oder Streitigkeiten dem EuGH die alleinige Auslegung zu übertragen – das ist bekanntlich das Ziel der Gegenseite.

Trotz dieser Willfährigkeit dürfte die EU die Vorschläge der Schweiz zurückweisen. Sie müsste also ihr Angebot nachbessern, bis hin zur völligen Unterwerfung: dem «Kolonialvertrag», wie Christoph Blocher behauptet. Spätestens dann müssen sich die Schweizer entscheiden, ob sie an ihrer Souveränität festhalten oder ihre Marktchancen sicherstellen wollen: Darauf bereiten zumindest Aussenminister Didier Burkhalter und sein Chefunterhändler Yves Rossier das Volk schon jetzt vor. Der Staatssekretär betonte am Montag bei einem Auftritt im Genfer Presseclub nochmals, für ihr Abseitsstehen müsste die Schweiz mit wirtschaftlichen Nachteilen bezahlen. Was die Regeln des europäischen Marktes angehe, gebe es nur noch eine Wahl: «Take it or leave it.»

Souverän ist, wer nein sagen kann

«Souverän ist, wer glaubwürdig zu drohen vermag», sagte Yves Rossier in Genf, den deutschen Philosophen Peter Sloterdijk zitierend. Und er fügte an, glaubwürdig drohen könne nur jemand, der bereit sei, dafür einen Preis zu bezahlen. Die Frage stellt sich also, wie hoch der Preis für das Scheitern von Verhandlungen ausfallen kann – und wer ihn bezahlen müsste.

Einerseits will die EU mit der Schweiz ohne Regelung der Rechtsangleichung keine weiteren bilateralen Abkommen schliessen. Andererseits können die offenen Fragen in den bestehenden Verträgen zu schärferen Konflikten führen. Wie glaubwürdig sind diese Drohungen der EU?

«Wir sind am längeren Hebel», sagt Christoph Blocher. «Wir brauchen nichts Lebensnotwendiges von der EU.» Der Bundesrat möchte dennoch weitere Verträge schliessen, um für einzelne Branchen den Zugang zum europäischen Markt zu sichern: einerseits den Beitritt zur Chemieverordnung Reach, welche die Registrierung von Chemikalien regelt, und andererseits das Stromabkommen, dank dem die Schweiz im Energie-Binnenmarkt mitmachen könnte, der 2014 geöffnet wird. Das Chemieabkommen strebe die EU an, betont Christoph Blocher: «Die Unternehmer in der Chemie wären froh, wenn sie es nicht unterschreiben müssten.» Und auch das Strom-

abkommen dient der EU, die unter dem Übergang an deutschem Wind- und Solarstrom leidet, mindestens ebenso wie der Schweiz: Falls unser Land dafür mit einem Verlust an Souveränität bezahlen müsste, sagen selbst Vertreter der Stromwirtschaft, wäre der Preis zu hoch.

«Es stimmt, dass die Schweiz kein unmittelbar lebensnotwendiges Abkommen mit der EU abschliessen muss», räumte Yves Rossier im *St. Galler Tagblatt* ein. Aber der Bundesrat wolle den bilateralen Weg offenhalten und vor allem verhandeln, «bevor es brennt». Zu solchen Bränden könnte es kommen, wenn die EU ihr Recht stetig weiterentwickelt, die Schweiz aber am Bestand der miteinander verknüpften Abkommen von 1999 und 2004 festhält: Im schlimmsten Fall könnte die EU alle Abkommen kündigen. Damit, weiss Rolf Weder, «hätten wir ein grösseres Problem als die EU».

Die Schweiz muss sich nicht zwischen «alles oder nichts» entscheiden.

Die Wahrscheinlichkeit dieses schlimmsten Falls sei nicht gross, stellt der Ökonom fest: Die EU schloss die Verträge ja, weil sie in ihrem Interesse lagen. Aber die Schweiz solle die allenfalls drohenden Auswirkungen doch auf das Minimum beschränken: indem sie bei den Beziehungen zur EU Leitplanken aufstelle, aber auch, indem sie sich mit «Weltblick» auf multilateraler Ebene, vor allem in der Welt Handelsorganisation WTO, für eine Öffnung der Märkte und für globale Regeln einsetze.

«Wir wollen keinen Binnenmarkt», muss die Schweiz gemäss Christoph Blocher jetzt klarmachen, «wir wollen den freien Austausch.» Die Schweiz sollte also an den Verträgen festhalten, welche die Wirtschaftsbeziehungen im Interesse aller Beteiligten regeln, nicht das Recht der «Wertegemeinschaft» EU übernehmen, wie es der Europäische Gerichtshof nicht nur für den Binnenmarkt, sondern gemäss Professor Thürer «für praktisch sämtliche Gebiete der öffentlichen Gestaltung» auslegt.

Es geht nicht um «take it or leave it», wie Staatssekretär Rossier meint: Die Schweiz muss sich nicht zwischen «alles oder nichts» entscheiden. Nichts spricht dagegen, dass sie ihr Recht jenem der EU anpasst, wo dies dem Austausch dient, also allen Beteiligten etwas bringt, stellen Beat Spirig und Rolf Weder in ihrem Buch fest: «Souverän zu sein, verlangt letztlich nicht das faktische Abweichen von anderen Regeln oder anderem Verhalten.» Aber die Schweiz muss weiterhin nein sagen können: «Souverän zu sein, bedeutet, die Möglichkeit zum Abweichen zu haben, falls dies sinnvoll erscheint.» ○



«Diese klassischen Costumes aus Tweed»: Sauber-Chefin Monisha Kaltenborn.



«Madonna von Bülach»: Heliane Canepa.



«Vorzeigefrau»: Barbara Kux



Unternehmerin des Jahres: Antoinette Hunziker.

Die Superfrauen der Wirtschaft

In letzter Zeit häufen sich Fälle scheiternder Managerinnen. Was steckt dahinter? Sicher ist: Frauen, die in Führungsfunktionen aufsteigen, können sich fast grenzenloser medialer Bewunderung auf Vorrat erfreuen. Die Landung der Überfrauen in der Realität fällt dann meistens hart aus. *Von Florian Schwab*

Beim Schweizer Formel-1-Team Sauber ist Feuer im Stall. Wenn Sauber-Chefin Monisha Kaltenborn, die einen Drittel an der Sauber Motorsport AG hält, bis im Herbst keinen neuen Grosssponsor findet, droht der finanzielle Ruin – das behaupten Medienberichte, die von der Firma nicht dementiert wurden.

Dabei hatte Kaltenborns Managerkarriere vielversprechend begonnen. «Schöne Monisha bringt den Aufschwung», titelte das deutsche Boulevardblatt *Bild*, als die indischstämmige, in Österreich aufgewachsene Juristin im Jahr 2010 den Chefessel einnahm. Vorher war sie fast zehn Jahre lang als Chefjuristin für den Rennstall aktiv gewesen.

In der Zeitschrift *Annabelle* überschlug man sich vor Lob über die Personalie: «Sauber, Frau!» Kaltenborn sei «die Frau, die seit neustem die Formel 1 missioniert – und emanzipiert». So wurde Kaltenborn zur Pionierin in

der maskulinen Welt des Rennsports stilisiert, wo Frauen sonst vor allem als Boxenluder wahrgenommen würden (Kaltenborn nahm diesen Beruf hingegen öffentlich in Schutz). Die *Annabelle* kokettierte reichlich mit Kaltenborns Frausein: «Wenn es nach ihr ginge, müsste das Formel-1-Team von Peter Sauber längst von Chanel gesponsert werden», denn sie trage gerne «diese klassischen Costumes aus Tweed mit goldenen Knöpfen, kombiniert zu grossem Perlenschmuck». Sogar das *Migros-Magazin*, eine der auflagenstärksten Publikationen der Schweiz, widmete der Sportmanagerin viel Platz.

Hochspekulative Anlage

Drei Jahre später ist von der Euphorie nicht mehr viel übrig, und Luftschlösser von Chanel als Hauptsponsor kommen heute erst recht niemandem mehr in den Sinn – Sauber kämpft

ums Überleben. Die «schöne Monisha» steht mit dem Rücken zur Wand. Würden die Sauber-Aktien an der Börse gehandelt, die Firma wäre eine hochspekulative Anlage, der Kurs eingebrochen.

Jubelporträts von Kaltenborn gibt es angesichts des finanziellen Ärgers keine mehr. Aber auch mit offener Kritik an der Chefin halten sich die Medien zurück. Nicht dass es einfach wäre, in einer vom grossen Geld regierten Sportart einen kleinen Rennstall zu führen – aber die Medien und die Öffentlichkeit sparen normalerweise nicht mit Kritik, Häme und unerbetenen Ratschlägen, sobald irgendwo in der Wirtschaft ein Führungsversagen offenbart wird.

Dies führt uns zur Frage: Gibt es mediale Schonräume, von denen nur weibliche Manager profitieren? Kann die «Frau an der Spitze» von der Unternehmenskommunikation be-

sonders effektiv in Szene gesetzt werden? Ist es gar möglich, dank weiblichen Führungskräften öffentliche Kritik zu unterdrücken oder abzufedern?

Die jüngere Vergangenheit liefert manches Beispiel für Frauenkarrieren, die zuerst umjubelt werden und dann nach wenigen Jahren sang- und klanglos enden:

1 — **Heliane Canepa**, die ehemalige Nobel-Biocare Managerin mit der charakteristischen roten Mähne, wurde als «Madonna von Bülach» und «Mutter Teresa» bezeichnet sowie zweimal zur Unternehmerin des Jahres gewählt. Beim Stellenantritt beim Medizintechnikhersteller Nobel Biocare, Anfang 2001, schrieb der *Blick* sie zu einer «der grössten Managerinnen der Schweiz» hoch, die Zeitung *Cash* wählte sie 2003 zu einer der drei mächtigsten Frauen des Landes, 2007 kam der «Swiss Award» des Schweizer Fernsehens dazu. Allerdings: Innerhalb von sechs Jahren manövrierte sie sich bei Nobel Biocare so ins Abseits, dass sie 2007 überraschend gehen musste. Die Berichterstattung blieb auch danach wohlwollend – ein Ausreisser ist die *Bilanz*, welche es wagte, die Hintergründe des erzwungenen Rücktritts zu beleuchten: «Mit überlegenem Intellekt und Besonnenheit» habe Verwaltungsratspräsident Rolf Soiron versucht, «Canepa für eine sinnvolle Aufteilung zwischen taktisch-operativen und strategischen Fragen zu gewinnen». Nachdem der Erfolg ausblieb, musste er einsehen, dass «der zu Narzissmus neigenden Macherin mit Logik und gutem Zureden allein nicht beizukommen war».

2 — Die Karriere der Schweizerin **Barbara Kux** erreichte luftigere Höhen als jene Canepas: Stationen bei Nestlé, McKinsey, ABB und dem Europasitz von Ford markierten den Anfang. Beim Elektronikkonzern Philips wurde sie 2003 Einkaufschefin. 2008 dann der Höhepunkt ihrer Karriere: die Berufung in den Vorstand des deutschen Industriegiganten Siemens. Ende November 2012 kündigte sie an, ihren Vertrag bei Siemens nicht zu verlängern. Der *Blick* jubilierte: «Als einzige Frau im Vorstand von Siemens war sie für den Einkauf verantwortlich.» Da sie jetzt ihren Auftrag als erfüllt ansehe, verlasse sie den Konzern von sich aus. «So viel Konsequenz verdient Respekt.» Die Geschichte des freiwilligen Rückzugs erhielt bald Risse. Laut *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ist der ehemaligen «Vorzeigefrau» mangelnde Durchsetzungskraft zum Verhängnis geworden. Als Aushängeschild sei sie auch immer weniger geschätzt gewesen, nachdem der Konzern mit der österreichischen Personalchefin Brigitte Ederer ein zweites weibliches Vorstandsmitglied berufen habe. «Anders als Kux tritt die frühere SPÖ-Politikerin aus Wien erfrischend, beredt und im positiven Sinne einnehmend auf.»

3 — Nach fünf Jahren als Gruppenchefin bei der Schweizer Börse SWX musste **Antoinette Hunziker**, ebenfalls eine Unternehmerin des Jahres, im Jahr 2002 gehen, weil sie mit hochtrabenden Expansionsplänen ein Fiasko angeordnet hatte. Nach ihrem Abgang gab sie ein kurzes Gastspiel in der Konzernleitung der Bank Julius Bär.

«Mehr Goodwill für Frauen»

Die Management-Literatur befasst sich zwar ausgedehnt mit der Frage, ob es zu wenige Frauen in der Führungsetage gibt und ob Frauenquoten dazu beitragen könnten, dies zu ändern. Wenn es aber um die öffentliche Wahrnehmung von Managerinnen geht, dann bleibt die Forschung merkwürdig stumm.

Dabei gäbe es Interessantes herauszufinden, wie Gespräche mit Medienwissenschaftlern,

Mal, wenn die Quotendiskussion hochkoche, werde den Frauen-CEOs ein medialer Teppich ausgerollt, der Männern nicht zur Verfügung stehe. Sie könnten damit durchaus «eine Berichterstattung generieren, die sie persönlich vorteilhaft zur Geltung bringt». Er beobachtet auch, dass die mediale Schonfrist für seine Chefin länger gedauert hat als im Fall von männlichen Managern: «Am Anfang ist mehr Goodwill für Frauen da, auch auf Seiten der Medien.»

Normalerweise bringe diese zusätzliche Medienpräsenz einer Firma wenig. Sie habe selten etwas mit den Produkten des Unternehmens zu tun. Am Kapitalmarkt seien die Investoren so gut informiert, dass sie sich von ein paar schönen Homestorys nicht blenden liessen.

Insbesondere Unternehmen, die in der öffentlichen Kritik stehen, können sich aber durch die Berufung eines weiblichen Managers etwas kurzfristige Entlastung verschaffen – aktuell kommt einem das Beispiel von Alpiq-Chefin Jasmin Staiblin in den Sinn, welche sich unmittelbar nach Amtsantritt bei der hochdefizitären Problemfirma einen ausgedehnten Mutterschaftsurlaub gönnte. Der starke Mann im Unternehmen blieb in der Zwischenzeit Verwaltungsratspräsident Hans E. Schweickardt – der vor der Berufung von Staiblin allerdings direkt in der Kritik stand.

Ein zweites Beispiel für den Frauenbonus in der Unternehmenskommunikation ist SBB-Personenverkehrschefin Jeannine Pilloud. Ihre Ernennung entlastete nach Beobachtung eines PR-Fachmanns den SBB-Chef Andreas Meyer: Frauen wie Pilloud verstünden es besser als die harten Techniker vom Schlage Andreas Meyers, in der Öffentlichkeit einen sympathischen und «empathischen» (mitfühlenden) Eindruck zu machen.

Fachleute warnen allerdings davor, auf den Frauenbonus als Kommunikationsstrategie zu setzen: Gerade das Beispiel Pilloud, die seit längerem intensive Kritik aushalten müsse, zeige, dass die Schonung von Frauen auch Grenzen kenne. Sollte Pillouds Kolumne im *Blick am Abend* dem Zweck dienen, die SBB-Spitzenfrau als mitfühlende Mama zu portieren, dann sei dieser Schuss nach hinten losgegangen. Pilloud hatte in ihrem Text eine Bahnreise mit ihrer Tochter geschildert, bei der sie vergessen habe, eine Mehrfahrtenkarte abzustempeln, und von einem salomonischen Zugbegleiter die Strafe für ihre Tochter erlassen bekommen habe. Der Wahrheitsgehalt dieser schönen Mutter-Kind-Anekdote wurde von den Medien hinterfragt, auch von der *Weltwoche* – laut den PR-Profis ein Zeichen für die über die Zeit nachlassende Wirkung des Frauenbonus. Ob ein öffentlich der Flunkerei überführter männlicher Manager ähnlich glimpflich davongekommen wäre wie Pilloud, ist eine offene Frage. ○

**IN DEINEM GARTEN
HERRSCHT
HOCHKONJUNKTUR.**

Männer, zurück an den Grill.

Bell
BARBECUE

Krise? Nicht bei dir! Denn schliesslich stehst du im Sommerquartal erfolgreich am Grill. Beraten wirst du von unserer Grill-App mit dem täglich überraschenden Grillkalender und super Gewinnen. Hol sie dir: www.bellbarbecue.ch

Kommunikationsberatern und Profis in der Unternehmenskommunikation zeigen.

Übereinstimmend wird berichtet, dass jede weibliche Berufung auf einen Spitzenposten eine Welle von zusätzlicher, wohlwollender Berichterstattung bewirkt. Christian Hoffmann, Kommunikationsprofessor an der Universität St. Gallen, vermutet, dass diese rasch abflacht: «Weil die Frau an der Spitze nach wie vor Seltenheitswert hat, kommt ihr am Anfang eine hohe Aufmerksamkeit zu. Das geht aber rasch vorbei, und dann zählt nur die Leistung.» Ähnlich sieht es der Zürcher Kommunikationsberater Bernhard Schmid: «Falls es anfangs zu einer höheren Aufmerksamkeit kommt, verliert sich das rasch. Nachher zählen Persönlichkeit, Leistung und Kommunikationsgeschick – egal, ob bei Mann oder Frau.»

Der Kommunikationschef eines SMI-Konzerns, der mehrere Jahre von einer Frau geführt wurde, widerspricht dem Befund: Jedes

Luftkampf um das Rettungsmonopol

Als gemeinnützige und steuerbefreite Stiftung verdient die Schweizerische Rettungsflugwacht Rega viel Geld. Die Vormachtstellung wird mit allen Mitteln verteidigt und die Konkurrenz mit fragwürdigen Argumenten behindert. *Von Christoph Landolt*

Für Ernst Kohler muss es eine tägliche Provokation sein. Immer, wenn der CEO der Schweizerischen Rettungsflugwacht in sein Büro im Rega-Center am östlichsten Eck des Flughafens Zürich-Kloten fährt, sieht er aus dem rechten Autofenster das grellgelbe Tor eines alten Hangars, auf dem das blaue Wappen des Touring-Clubs Schweiz (TCS) prangt.

Ginge es nach Kohler, gehörte das TCS-Logo auf die Motorhaube eines Abschleppwagens. Auf einem Hangar aber hätte es nichts verloren, auf einem Helikopter oder Flugzeug schon gar nicht. Dass der TCS via Tochterfirma Alpine Air Ambulance (AAA) Rettungsflüge anbietet, hält der Rega-Chef für «unnötig». Das Angebot bringe «dem Patienten und der Schweizer Bevölkerung keinen Mehrwert».

Er sei ein liberaler Mensch, sagt Kohler, 50, ein kleingewachsener Mann mit eisernem Händedruck. «Ich bin immer für Wettbewerb, aber nicht bei der Luftrettung. Es braucht keine zwei Feuerwehren im Dorf.» Die Rega, stellt Kohler im Gespräch mit der *Weltwoche* klar, biete seit sechzig Jahren ein weltweit einzigartiges Luftrettungssystem, das den Staat keinen Franken koste. «Wir haben ein feinaustariertes System, das gefährdet ist, wenn jemand Rosinen pickt.»

«Rosinenpicker» – damit meint Kohler die AAA, die er konsequent nur «die andern» nennt. Seit rund einem Jahr betreibt die TCS-Tochter im aargauischen Birrfeld einen gelben Rettungs-Heli. Kürzlich kam ein Jet für Repatriierungsflüge dazu, der im alten Hangar in Kloten stationiert ist. Im Vergleich zum Rettungsgiganten Rega (17 Helikopter, 3 Jets) ist Konkurrentin AAA ein Leichtgewicht.

Es ist nachvollziehbar, dass ein langjähriger Alleinanbieter, dem Konkurrenz erwächst, nicht in Jubel ausbricht – selten aber wurde ein neuer Mitbewerber derart feindselig empfangen. Bei Rhetorik ist es nicht geblieben. Um ihr Monopol zu bewahren, mobilisiert die Rega all ihren Einfluss.

Das Vermächtnis des toten Jungen

Zu spüren bekommt das vor allem die Aargauer Gesundheitsdirektorin Susanne Hochuli (Grüne). Ihr Departement hatte der AAA im August 2012 die nötige Betriebsbewilligung erteilt. Hochuli erhoffte sich, dass die neue, im Aargau stationierte Maschine bei Notfällen schneller zur Stelle sein könne als die Rega-Helis in Basel, Bern oder Dübendorf ZH.

Doch dann, am 25. März, zeigte ein tragischer

Unfall auf, dass es auch unter den fliegenden Rettern nicht nur um das Patientenwohl geht. Als in Windisch ein fünfjähriger Bub von einem Lastwagen überrollt wurde, blieb der AAA-Heli im zwei Flugminuten entfernten Birrfeld am Boden. Stattdessen warteten die Retter auf die Rega aus Basel. Es dauerte mehr als eine Viertelstunde.

Gönnerbeitrag lohnt sich nicht

Der Junge wäre höchstwahrscheinlich auch gestorben, wenn weniger Zeit verlorengegangen wäre, doch im Aargau gingen die Wogen hoch. Gesundheitsdirektorin Hochuli sah von der Einrichtung einer unabhängigen Luftrettungs-Einsatzzentrale, wie sie im Wallis bestens funktioniert, ab. Sie bat die beiden Konkurrenten aber, ein gemeinsames Notfalldispositiv aufzubauen, also den gelben Heli im Birrfeld in die bestehende Einsatzzentrale der Rega einzubinden, so dass der jeweils nächstgelegene Helikopter aufgeboden werden möge.

«Ich bin immer für Wettbewerb, aber nicht bei der Luftrettung.»

Es kam zwar zu Gesprächen, doch die Rega zeigte keinerlei Bereitschaft zur Kooperation. Rega-Chef Kohler forderte in einem Brief an Hochuli nichts Geringeres als die Sistierung der Rettungsflüge-Betriebsbewilligung der AAA. Die bisherige Organisation der Luftrettung habe sich «hervorragend bewährt», schrieb Kohler.

Am Montag letzter Woche scheiterten die Gespräche endgültig. Am Dienstagmorgen – noch bevor der Kanton über das Ende der Gespräche informieren konnte – reichte eine Allianz von Aargauer Grossräten, in der von der SP bis zur SVP alle Parteien vertreten waren, einen Pro-Rega-Vorstoss ein. CEO Kohler schickte seinen 240 000 Gönnern im Aargau einen Brief, in dem er der Konkurrentin vorwarf, die «sehr hohen Standards der Rega in wesentlichen Punkten» nicht zu erfüllen. Darin enthalten war auch eine Drohung: «Sollte ein anderer Anbieter zum Einsatz kommen, so greift das Gönnersprechen der Rega nicht.»

Das Gönnersprechen – es ist das wichtigste Verkaufsargument der Rega. Die allermeisten der zweieinhalb Millionen Gönner unterstützen die Rega nicht aus karitativen

Gründen, sondern weil sie in der Gönnerschaft eine Absicherung sehen. Rega-Gönner ist man, weil man im Falle eines Notfalles froh ist, wenn man wenigstens die teure Flugrettung nicht selbst bezahlen muss.

Das ist eine Art kollektives Missverständnis – von dem die Rega profitiert. In der Praxis gibt es kaum einen Flug, für den die Rega nicht von einer Kranken- oder Unfallversicherung entschädigt wird. Lediglich 7,5 Millionen – weniger als ein Elftel der Gönnererinnahmen von 83,5 Millionen Franken – fliessen in Form von nichtverrechneten Leistungen an die Gönner zurück. Hätte die Rega-Gönnerschaft nicht den Nimbus des Selbstlosen, wäre ein solches Preis-Leistungs-Verhältnis ein Fall für den Konsumentenschutz. Die restlichen 76 Gönnermillionen fliessen in den Betrieb, sie machen mehr als die Hälfte des Betriebsertrags von 139,1 Millionen Franken aus.

Diesen Einnahmen standen im Jahr 2012 Ausgaben von 127,7 Millionen gegenüber – es resultiert ein Betriebsgewinn von 11,4 Millionen Franken. Fast noch mal so viel – 9,3 Millionen – kommen in Form von Finanzgewinnen hinzu. Die üppigen Zins- und Dividenden erträge sind möglich, weil die Rega auf Bargeldbeständen von 73,7 Millionen und Wertchriften von 168 Millionen Franken sitzt. In anderen Worten: Die Rega, die als gemeinnützige Stiftung steuerbefreit ist, hortet inzwischen fast eine Viertelmilliarde. Das ist viel Geld, selbst in der Fliegerei.

Konkurrentin Alpine Air Ambulance muss mit bescheideneren Mitteln auskommen. Die Aktiengesellschaft ist nicht steuerbefreit, sie wirbt weder um Spenden noch um Legate, und Gönner hat sie auch keine. Dennoch wagt die Firma, was gemäss Rega unmöglich ist: Luftrettung als Geschäft. Die Gefahr, die von der AAA auf das «feinaustarierte System» der Rega ausgeht, liegt nicht im Verlust einiger Flüge im Aargau. Hat die kleine Konkurrentin Erfolg, könnten die Auswirkungen für den Ex-Monopolisten viel schwerwiegender sein: Den Rega-Gönnern würde vor Augen geführt, dass es auch mit weniger geht, ohne ihren Beitrag, und erst noch günstiger.

Nur das Teuerste ist gut genug

Die AAA verlangt von den Versicherungen pro Helikopter-Flugminute nur 82 Franken – 5 Franken weniger als die Rega. Wie geht das? Das Angebot, das die AAA macht, ist durchaus mit dem der Rega zu vergleichen. An 365



«Hervorragend bewährt»: Rega-Chef Kohler.

Tagen steht im Birrfeld während 24 Stunden ein Rettungsteam bereit, das aus Pilot, Rettungssanitäter und Notarzt besteht (wobei, anders als bei der Rega, keine unerfahrenen Assistenzärzte eingesetzt werden). Damit aber sind die Gemeinsamkeiten bereits erschöpft.

Die AAA setzt auf einen 4 Millionen teuren Eurocopter EC 135, den weltweit populärsten Rettungshelikopter. Die Rega hat sich für das grössere Modell EC 145 entschieden, für 8,5 Millionen Franken. Repatriierungsflüge führt die AAA mit einer Cessna Citation Bravo durch, sozusagen dem Golf unter den Ambulanzjets, für rund 7 Millionen erhältlich. Die Rega dage-

gen fliegt mit dem Bombardier Challenger CL-604, einem doppelt so grossen und etwa 50 Millionen Franken teuren Edel-Jet. Für die Rega ist nur das Teuerste gut genug.

Und das Neuste: Die Rega-Flotte verteuert sich noch zusätzlich, weil sie sehr früh ersetzt wird. Helikopter schrieb die Monopolistin lange in 8 Jahren ab, Jets in 15 Jahren. Erst 2011 wurden die Abschreibungsfristen auf 14 beziehungsweise 15 Jahre verlängert. Zum Vergleich: In Deutschland liegt die Abschreibungsdauer von Gesetzes wegen bei 19 (Helikopter) respektive 21 Jahren (Jets). Die Helikopter der Walliser Air-Glaciers und Air

Zermatt sind teilweise 30 Jahre alt, ohne dass es deswegen je zu Unfällen gekommen wäre. Der Grund: Mit extrahohen Abschreibungen lässt sich der Gewinn kleinrechnen.

Unterschiede gibt es auch am Boden: Während die AAA-Teams in einem provisorischen Container auf den nächsten Ernstfall warten, sind die Rega-Leute in Basen untergebracht, die je 5 bis 7 Millionen Franken kosten. Das neue Büro von CEO Kohler, das als Teil einer 21 Millionen Franken teuren Einsatzzentrale im Klotener Rega-Center entstanden ist, nimmt sich so geräumig aus, dass es jedem Staatschef zur Ehre reichen würde.

Kostentreibend wirken sich auch die Löhne aus. Für ihre 321 Mitarbeiter (gemäss Geschäftsbericht handelt es sich um «Voll- und Teilzeitmitarbeitende») gibt die Rega 55 Millionen pro Jahr aus – das macht 171 300 Franken pro Kopf. Zum Vergleich: Bei der AAA verursacht der Chefpilot (100-Prozent-Pensum) Personalkosten von 160 000 Franken. Hartnäckig hält sich im Rega-Center am Flughafen Zürich das Gerücht, dass der CEO über 600 000 Franken pro Jahr verdiene. Ernst Kohler will dazu keinen Kommentar abgeben (das sei «nicht opportun»).

Die satten Gewinne, das teure Fluggerät, die hohen Löhne – mehrere befragte Aviatikexperten erkennen darin keinen Nutzen für den Patienten, sondern allenfalls für die Rega-Leute. Der Luxus wäre ihnen zu gönnen, wenn er mit Erfolgen im Markt erwirtschaftet worden wäre. Die Rega aber hat ihre Stellung einer

Das neue Büro des Rega-CEO ist so gross, dass es jedem Staatschef zur Ehre reichen würde.

59 Jahre währenden Alleinherrschaft zu verdanken, in der sie Tarife und Standards mehr oder weniger nach Belieben festlegen konnte – auf Kosten der Prämienzahler im Land. Der Preisüberwacher hat denn auch bereits vor vier Jahren tiefere Preise verlangt (61 Franken pro Flugminute).

Die Forderung verpuffte, könnte nun aber von den Kräften des freien Markts durchgesetzt werden. Juerg B. Reust, Direktionsmitglied von Tarifsuisse, die im Auftrag der Krankenversicherer die Verhandlungen mit der Rega führt, erwartet, dass die Preise sinken werden. Swisstransplant lässt Spenderorgane bereits seit einem Jahr mit der AAA transportieren, zu signifikant tieferen Kosten. Am stärksten aber sind die Preise für Repatriierungsflüge ins Rutschen gekommen. Während der TCS, der über seine Reiseversicherung 900 Personen pro Jahr nach Hause holt, vor dem Auftreten der Konkurrenz 6000 Franken pro Flugstunde an die Rega überweisen musste, bietet AAA heute den gleichen Service einen Drittel günstiger. ○

Das Vermächtnis des «King of Oil»

Dank Marc Rich, der vergangene Woche starb, ist die Schweiz eine Weltmacht im Rohstoffhandel. Das Geschäft mit Erdöl, Metallen und Getreide hat heute eine grössere volkswirtschaftliche Bedeutung für das Land als der Tourismus oder die Pharmaindustrie. *Von Daniel Ammann*



«Gut für die Gesellschaft»: Geschäftsmann Rich, 1986 in Zürich.

Er rauchte wieder. Das war etwas vom Ersten, was mir durch den Kopf ging, als ich Ende Februar auf Marc Rich wartete. Der würzige Zigarrengeruch hing schwer in der Luft in seiner Villa Chesa Margi in Suvretta. Eine Bach-Sonate tönte aus kleinen Lautsprechern an der Decke. Auf dem Salontisch lag ein Buch über Eduardo Chillida, den spanischen Bildhauer. Eines seiner kleineren Werke stand vor dem Fenster im Garten der Villa.

Marc Rich kam verspätet zum verabredeten Mittagessen. Das prächtige Wetter in Sankt Moritz hatte ihn am Morgen auf die Skipiste gelockt. Seine spanische Freundin Dolores, die mit ihm war, schüttelte besorgt den Kopf und sagte, er sei nicht zu stoppen gewesen. Er nahm das als Kompliment und lachte herzlich. «Bad habits die hard», sagte er, als ich ihn auf die dicke kubanische Cohiba zwischen den Fingern ansprach: «Schlechte Gewohnheiten wird man schwer los.» Vor ein paar Jahren hatte er einmal, um seine Gesundheit zu schonen, mit Rauchen aufgehört.

Ich war überrascht, wie gut es ihm ging, physisch wie mental. Die letzten Jahre waren nicht immer einfach gewesen; das Alter und sein rasantes Leben hatten deutliche Spuren hinterlassen. Er wirkte mitunter fragil, nahm Medikamente und musste manchmal beim Gehen gestützt werden. Derlei Gebrechen, abgesehen von einem hartnäckigen Husten, schienen an diesem Tag wie weggeblasen. Marc Rich war alert und zum Scherzen aufgelegt, auch über sich selbst. Wer ihn nur aus den Medien kannte, hätte ihm diese Fähigkeit zur Selbstironie nicht gegeben. Um ein herausragender Geschäftsmann zu werden, sagte er mir einmal, dürfe man nicht zu stolz sein.

Wir sprachen natürlich auch über den modernen Rohstoffhandel. Es gab noch immer, viele Jahre nach seinem Ausstieg aus dem Geschäft, kein Thema, das ihn mehr interessierte. Er war stolz darauf, dass drei der weltgrössten Rohstofffirmen ihre Wurzeln in seiner Firma, der Marc Rich + Co, haben. Er sah sich als Mentor von heutigen Branchengrössen wie Ivan Glasenberg, dem CEO von Glencore, oder von Claude Dauphin, dem Präsidenten von Trafigura. Beide würdigten ihn nach seinem Tod als bedeutenden Pionier des Rohstoffhandels.

Rich war zweifellos der einflussreichste Rohwarenhändler des 20. Jahrhunderts. Er revolutionierte Mitte der 1970er Jahre den Weltmarkt mit Erdöl. Bis dann wurde der Handel von wenigen Konzernen von der Quelle bis zur

Tankstelle kontrolliert. Die Marc Rich + Co brach dieses Kartell auf und schuf erstmals einen unabhängigen Handel mit dem schwarzen Gold. Erdöl konnte in der Folge freier, effizienter und zu transparenteren Preisen gehandelt werden als je zuvor.

Rich steht auch am Anfang einer epochalen Machtverschiebung: der Emanzipation der Förderländer von den Erdölmultis. Staaten wie Angola, Nigeria oder der Iran begannen, die Vermarktung ihrer Bodenschätze in die eigenen Hände zu nehmen und so stärker davon zu profitieren. Seine Dienstleistungen haben es etlichen Drittweltländern überhaupt erst ermöglicht, im Weltmarkt mitzuspielen.

Als wir in Sankt Moritz darüber sprachen, sagte Marc Rich mit tiefer Überzeugung einen Satz, den ihm seine zahlreichen Kritiker wegen seiner umstrittenen Geschäfte mit Diktatoren als zynische Bemerkung vorwerfen werden: «The business I did was positive for society.» Zu Deutsch: «Meine Geschäfte waren gut für die Gesellschaft.» Zwar tat er stets so, als ob ihn die Vorwürfe, er sei ein Steuerbetrüger und der Inbegriff des skrupellosen Kapitalisten, kaltliessen. «Das habe ich so oft gehört», sagte er einmal, «dass ich immun dagegen wurde.» Sie trafen ihn aber tiefer, als er zugab.

Einmal losgelöst betrachtet von den Kontroversen um seine Geschäfte, kann die Bedeutung, die Marc Rich auch für die Schweiz hatte, kaum überschätzt werden. Sein bleibendes Vermächtnis: Die Schweiz ist heute, was vielen nicht bewusst ist, eine Grossmacht im Handel mit Rohwaren. Das Land ist – noch vor Grossbritannien und den USA – der wichtigste Handelsplatz der Welt für viele Rohstoffe. 35 Prozent des Erdöls, 35 Prozent des Getreides, 50

Rich war zweifellos der einflussreichste Rohwarenhändler des 20. Jahrhunderts.

Prozent des Zuckers und 60 Prozent der Metalle werden heute über die Schweiz gehandelt.

Die Wertschöpfung des Rohstoffsektors beträgt rund 20 Milliarden Franken, was etwa 3,5 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) entspricht. Das ist mehr als der Tourismus (2,7 Prozent), das ist mehr als die Pharmaindustrie (3,3 Prozent), und das ist sogar mehr als die Einnahmen aus den grenzüberschreitenden Finanzdienstleistungen der Banken in der Schweiz (2,6 Prozent).

Der Rohstoffhandel ist heute für die Schweiz – ein Binnenland ohne Zugang zum Meer und ohne nennenswerte Bodenschätze – eine eminent wichtige Quelle des Wohlstandes. Wie bedeutend die Branche für die Schweiz seit Rich geworden ist, zeigt die Tabelle auf dieser Seite. Die Marc Rich + Co AG wurde am 3. April 1974 gegründet. Damals waren die fünf nach Umsatz grössten Firmen der Nahrungsmittel-

Die grössten Unternehmen der Schweiz 1975 und 2012

Rang 1975	Unternehmen	Umsatz in Mio. Fr.	Mitarbeiter	Rang 2012	Unternehmen	Umsatz in Mio. Fr.	Mitarbeiter
1	Nestlé Alimentana S. A.	16 624	138 809	1	Vitol S. A.	287 850	2 810
2	Ciba-Geigy AG	9 345	78 999	2	Glencore International AG	214 436	58 000
3	BBC (Aktiengesellschaft Brown, Boveri & Cie.)	7 426	96 200	3	Trafigura AG	120 400	3 360
4	Migros (-Gemeinschaft)	6 187	33 769	4	Mercuria Energy Trading S. A.	98 000	1 050
5	Alusuisse Schweizer Aluminium AG	5 119	34 890	5	Nestlé S. A.	92 186	339 000
6	F. Hoffmann-La Roche & Co. AG +Sapac Corp.	5 049	37 213	6	Novartis AG	53 114	130 115
7	Coop Schweiz	4 719	32 441	7	Roche Holding AG	45 499	82 089
8	PTT, Bern	4 191	50 940	8	Ineos Holdings AG	38 500	15 000
9	Sandoz AG	4 001	34 901	9	ABB Ltd.	37 369	146 100
10	Danzas AG, Basel	3 500	10 900	10	Cargill International S. A.	35 128	592

20 Milliarden Franken Wertschöpfung: Umsatzstärkste Firmen waren 2012 Rohstoffunternehmen.

multi Nestlé, die Pharmafirma Ciba-Geigy, der Industriekonzern Brown Boveri (aus dem die ABB entstand), die Migros und die Alusuisse.

Rund vierzig Jahre später stehen gleich vier Rohstoffhändler an der Spitze der Rangliste: Glencore ist die ehemalige Marc Rich + Co, die 1994 von Richs Management übernommen wurde. Trafigura wurde 1993 von abtrünnigen Managern von Marc Rich gegründet. Und auf Platz elf findet sich Xstrata, die Rich 1990 als Südelektra kaufte und zum Bergbaukonzern ausbaute. Früher als andere realisierte Rich, dass künftig der physische Zugang zu Rohstoffen entscheidend sein würde. Darum begann er, mit Südelektra Minen, Schmelzwerke oder Raffinerien zu kaufen. Im Mai dieses Jahres fusionierten Glencore und Xstrata schliesslich zu Glencore Xstrata.

Die Schweiz muss achtgeben

Marc Rich war nicht der erste Rohstoffhändler in der Schweiz. Die traditionellen Standortvorteile – Rechtssicherheit, politische Stabilität, moderate Steuern, gutausgebildete Arbeitskräfte – haben immer wieder Handelskonzerne in die Schweiz gelockt. Die Marc Rich+Co wurde aber zum Kern dessen, was die Ökonomen einen Cluster nennen: eine Art Netzwerk von Firmen, die sich gegenseitig befruchten und voneinander profitieren. Neben dem reinen Handel umfasst dieser Rohstoff-Cluster auch das Frachtgeschäft und die Handelsfinanzierung, die Inspektion und die Warenprüfung, Versicherungen, Anwaltskanzleien, Treuhänder und Berater. Nirgend sonst auf der Welt, mit Ausnahme von Singapur, ballt sich derartiges Know-how wie in der Schweiz. Das zieht wiederum neue Unternehmen an.

Das ist ein Trumpf, auf den die Schweiz achtgeben muss. Mit der wachsenden Bedeutung der Branche hat auch die kritische Betrachtung des

Rohstoffhandels zugenommen. Die Rufe nach mehr Transparenz und stärkerer Regulierung werden lauter und lauter. Das ethische Dilemma der Rohstoffhändler ist der sogenannte Ressourcenfluch. So bezeichnen Ökonomen das Phänomen, dass ausgerechnet in jenen Staaten, die grosse Bodenschätze besitzen, Armut und Korruption, Menschenrechtsverletzungen und politische Misswirtschaft grassieren.

Mit Marc Rich ging auch eine Ära zu Ende. Seine Firma konnte sich um die Politik und um die Bedingungen, unter denen die Rohstoffe abgebaut werden, noch weitgehend foutieren. Seine Erben müssen sich darum bemühen, dass ihre Tätigkeit öffentlich akzeptiert und ihr volkswirtschaftlicher Nutzen anerkannt wird. Ohne freiwillige, aber verbindliche internationale Mindeststandards und ohne grössere Transparenz, vor allem auch in Steuerfragen, wird das kaum zu erreichen sein.

Derzeit scheint es eher so, als ob die hiesige Rohstoffbranche im Kampf um die öffentliche Meinung am Verlieren ist. Ein nationalstaatlicher Regulierungsschub in der Schweiz, welcher der Branche in diesem Fall droht, würde den Rohstoff-Cluster allerdings mit grosser Wahrscheinlichkeit schwächen. Die Schweiz steht in einem erbittert geführten Standortwettbewerb – nicht nur mit europäischen und amerikanischen Staaten, die ähnliche Werte vertreten, sondern auch mit Singapur, Dubai, Hongkong und anderen asiatischen Ländern.

Nur wer fähig ist, rechtzeitig und flexibel auf sich ändernde Bedingungen zu reagieren, bleibt langfristig im Geschäft. Auch das zeigte die Geschichte von Marc Rich.

Daniel Ammann ist Partner der Kommunikationsagentur Ammann, Brunner & Krobath AG in Zürich und Autor der Marc-Rich-Biografie «King of Oil – Marc Rich» (Orell-Füssli-Verlag).

Der Mann, der die Zukunft fühlte

Der Schweizer Bankier Felix Somary (1881–1956) war eine bedeutende internationale Persönlichkeit. Seine ökonomische und politische Witterung war phänomenal, sein Urteilsvermögen bemerkenswert. Um ein Haar hätte er den Ersten Weltkrieg verhindert. *Von Tobias Straumann*



Termin beim Kaiser: Wirtschaftsseher Somary in den späten dreissiger Jahren.

Als mir ein Kollege vor einigen Jahren die Erinnerungen von Felix Somary empfahl, reagierte ich mit grosser Zurückhaltung. Zu oft hatte ich die Erfahrung gemacht, dass die Memoirenliteratur nur der Beschönigung der eigenen Leistung und nicht der historischen Wahrheit dient. Zudem hatte ich den Namen Somary noch nie gehört. Es sollte aber ganz anders kommen. Selten habe ich eine Autobiografie so gern gelesen und mit Erfolg weiterempfohlen wie diese. Obwohl vor mehr als fünfzig Jahren geschrieben, haben Felix Somarys «Erinnerungen aus meinem Leben» nach wie vor eine ungewöhnlich starke Wirkung. Was macht sein Buch so lesenswert? Warum lohnt es sich, seine Erinnerungen wieder einem breiteren Publikum zugänglich zu machen?

«Alle Voraussetzungen [...] sind eingetroffen»

«Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Weiter nichts», erwiderte Oscar Wilde, als er gefragt wurde, welche Bücher er gerne lese. Somarys Erinnerungen erfüllen dieses Kriterium mühelos. Die Sprache ist präzise, lebendig und anschaulich, die Lektüre könnte nicht kurzweiliger sein. Wenn alle Bankiers so gut schreiben könnten wie er, wäre die Schweiz längst ein Literaturparadies. Somarys Memoiren bieten aber weit mehr. Sie schildern das Leben eines ausserordentlichen Menschen in einer ausserordentlichen Zeit auf eine so bewegende Art und Weise, dass man die Welt danach mit anderen Augen betrachtet. Somary besass die seltene Gabe, die grossen Katastrophen seiner Zeit frühzeitig zu erkennen, und verfügte über den nötigen Einfluss, um in den Kreisen der hohen Politik gehört zu werden.

So schrieb zum Beispiel der Schweizer Diplomat Carl Jacob Burckhardt im Oktober 1922 an den österreichischen Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal: «Da ist ein sehr merkwürdiger Mann, den Sie auch kennen, dieser Somary [...]. Er gehört zu dem Typus, der die Krisen voraussieht; auch auf politischem Gebiet ist er äusserst hellichtig. Alle Voraussagen, die ich ihn machen hörte, sind eingetroffen, einige in ganz erstaunlicher Weise.»

Tief beeindruckt war auch der Bankier Siegmund Warburg, eine der überragenden Figuren der Londoner City nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach einem Besuch in Zürich Anfang der 1950er Jahre schrieb er an Somary: «*Having returned to London after my recent business trip to the Continent, I want to thank you once more for the evening which I had the opportunity of spending at your home. I enjoyed every minute of it and was so happy that I had the chance after an interval of far too many years to have a thorough talk with you. If I may say so, I am full of admiration for the way in which you achieve a really comprehensive view of our world of today from its cultural, political and economic aspects.*» Die Reihe liesse sich beliebig fortsetzen. Somary war in der Tat eine merkwürdige Figur, wie Burckhardt schreibt, und er war sich

dessen durchaus bewusst. In der Vorrede zu seinen Erinnerungen schreibt er über sich in der dritten Person: «Sein Schicksal war ungewöhnlich; denn es war ihm bestimmt, an den wichtigsten Wendepunkten dieser Zeit von verschiedenen Staaten herangezogen zu werden – von zwei Kaiserreichen und zwei Demokratien, als «Fachmann für Krieg und Krise», wie ihn die Amerikaner nannten –, und gerade diese beiden beherrschten die ganze Periode.

Er übersprang jeweils alle Ränge der Diplomatie und Bürokratie, agierte im entscheidenden Moment und verschwand aus dem politischen Feld ebenso schnell, wie er gekommen war.» An anderer Stelle bezeichnet er sich selber als «politischen Meteorologen».

Vom Wiener Hof nach Zürich

Seit dem Ausbruch der Finanzkrise vor sechs Jahren ist die Nachfrage nach zuverlässigen Prognosen sprunghaft angestiegen. Wird der Euro die nächsten Jahre überleben? Werden die Amerikaner ihren Staatshaushalt wieder in Ordnung bringen? Wird es der chinesischen Führung gelingen, ein neues Wachstumsmodell zu entwickeln? Selten war die Zukunft der Weltwirtschaft so stark abhängig von den Entscheidungen einzelner Politiker. Die Erinnerungen eines intimen Kenners von Politik und Wirtschaft in einer turbulenten Zeit sind deshalb heute besonders anregend.

Die Gefahr schien gebannt. Nur noch die Unterschriften der beiden Regierungen fehlten.

Felix Somary wurde am 20. November 1881 als Sohn von Simon Somary und Fanny Margulies in Wien geboren. Sein Vater arbeitete als Hof- und Gerichtsadvokat, seine Mutter kümmerte sich um den Haushalt und zog die Kinder gross. Felix war das sechste von sieben Kindern, von denen aber die ersten vier in frühem Alter an Diphtherie starben. Er absolvierte die Schulen in Wien und studierte an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, unterbrochen von einem Aufenthalt in Berlin. Ab 1904 arbeitete er vier Jahre als Präsidialsekretär der Anglo-Österreichischen Bank («Anglobank») in Wien, bevor er 1909 nach Berlin zog, um als Bankier, Berater und Professor zu wirken. 1919 übersiedelte er in die Schweiz und wurde Partner der Privatbank Blankart & Cie. in Zürich. 1930 heiratete er May Gräfin Demblin de Ville, zwei Jahre später liess er sich in der neuen Heimat einbürgern. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor. Felix Somary starb am 11. Juli 1956 in Zürich.

Das Ereignis, das Somarys Lebensweg in eine neue Richtung lenkte, war die internationale Krise von 1908, die wegen der Annexion Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-

Ungarn ausgebrochen war. Somary erkannte bald, dass sich auf dem Balkan ein Weltkrieg anbahnen könnte, und entwickelte einen Plan, um die diplomatischen Spannungen in Europa abzubauen. Überzeugt, dass ein bewaffneter Konflikt nur verhindert werden könne, wenn sich die beiden dominierenden Mächte Deutschland und Grossbritannien annähernten, suchte er Kontakt zu den höchsten Stellen in Berlin und London, um zwei Streitpunkte zu beenden: die Grösse der Kriegsflotten und den Bau der Bagdadbahn. Das Vorhaben war äusserst ehrgeizig, zumal für einen 27-Jährigen, aber es gelang. Mit der Hilfe des Londoner Bankiers Sir Ernest Cassel, der im Aufsichtsrat der Anglobank sass und enge Verbindungen zum britischen Königshaus hatte, vermochte er das Misstrauen zwischen Deutschland und Grossbritannien abzubauen. Im Frühsommer 1914 schien die Gefahr eines grösseren europäischen Konflikts gebannt. Es fehlten nur noch die Unterschriften der beiden Regierungen.

Der Entgifter

Doch dann machte die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo am 28. Juni 1914 alles zunichte. In seinen «Erinnerungen» zeigt Somary sich vollkommen überzeugt, dass der Ausbruch des Ersten Weltkriegs alles andere als unvermeidlich war: «Nur vierzehn Tage trennten die Unterzeichnung des Bagdadabkommens von dem Mord in Sarajevo. Ohne ihn wäre es nicht zu der grossen Katastrophe gekommen; denn alle Ursachen des deutsch-englischen Konflikts waren weggeräumt. Man möge es mir nicht als Anmassung anrechnen: Unter den heute Lebenden ist niemand mehr berechtigt zu solcher Feststellung als ich. Denn ich hatte die geistige Vorarbeit zur Entgiftung der Situation geleistet und hatte den Erfolg auf den scheinbar schwierigsten Gebieten errungen. Wer an das Fatum der Griechen glaubt, möge annehmen, dass der Zusammenstoss auch sonst erfolgt wäre. Aus voller Kenntnis der Situation und der handelnden Menschen aber halte ich diese Ansicht für völlig unbegründet.»

Noch während Somary die deutsch-britische Annäherung einfädelt, sprach sich seine ausserordentliche Kompetenz in wirtschaftlichen und diplomatischen Fragen herum. 1913 erhielt er die ehrenvolle Anfrage, ob er im Auftrag der Grossmächte das chinesische Geldwesen reorganisieren wolle. Da er zu jener Zeit noch voll und ganz mit seiner geheimen Mission in Europa beschäftigt war, lehnte er dankend ab, schrieb aber ein Memorandum, das grossen Einfluss auf die chinesische Währungsreform haben würde. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs fragte ihn die Reichsbank in Berlin, ob er die Gründung und Leitung der Notenbank im besetzten Belgien übernehmen wolle. Somary sagte zu, organisierte aber die Sache ganz anders, als es die

deutsche Heeresleitung wünschte, indem er Einheimische an die Spitze des neugegründeten Bankinstituts setzte. Die involvierten Belgier blieben Somary stets in grosser Dankbarkeit verbunden. Als im Frühling 1915 die Notenbank dazu gezwungen wurde, belgische Industriearbeiter nach Deutschland zu deportieren, trat er unter Protest zurück.

Audienz beim Kaiser

Im März 1916 verfasste Somary zusammen mit einem langjährigen Freund, dem deutschen Soziologen Max Weber, eine Denkschrift zuhänden des deutschen Kaisers, um auf die grossen Gefahren eines unbeschränkten U-Boot-Kriegs hinzuweisen. Kaiser Franz Joseph war von diesem Memorandum so beeindruckt, dass er ihn nach Schönbrunn zur Privataudienz einlud. Das deutsche Oberkommando liess sich aber nicht belehren und ging bald zum unbeschränkten U-Boot-Krieg über, was die USA im April 1917 zum Kriegseintritt veranlasste. Für Somary war damit die Niederlage Deutschlands besiegelt.

Zu seinem Erstaunen musste er aber feststellen, dass General Ludendorff, der ihn im Frühsommer 1917 zu einer Unterredung einlud, die Amerikaner vollkommen unterschätzte. «Der Eintritt Amerikas in den Krieg war ihm eine blosse Episode.» Ungefähr zur selben Zeit warnte er die österreichischen Behörden erstmals vor einer Hyperinflation, bald darauf auch die deutsche Regierung. Er drang mit seinen Warnungen nicht durch, aber wiederum sollte er recht behalten. Zu Beginn der 1920er Jahre brach in Mitteleuropa ein monetäres Chaos aus, das die politische und wirtschaftliche Stabilität Deutschlands, Österreichs und Ungarns nachhaltig erschütterte.



«Mysteriöse Weise»: Diplomat Burckhardt.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs siedelte Somary in die Schweiz über und wurde Miteigentümer der Zürcher Privatbank Blankart & Cie. «Mir schien die Schweiz das gegebene Finanzzentrum Europas zu sein, da sie inmitten von vier durch den Krieg mehr oder minder betroffenen Grossmächten ihre ökonomische Stabilität bewahrt hatte.»

Er erkannte das Potenzial der Schweiz

Unter grossem persönlichem Einsatz gelang es ihm, das Vermögen der österreichischen Rothschilds zu retten und in Zürich unterzubringen. Dass die neutrale Schweiz nach einem Weltkrieg als Hort der Stabilität gelten würde, war ihm schon seit längerer Zeit klar. Als er 1908 Ernest Cassel zum ersten Mal in dessen Schweizer Feriendomizil auf der Riederfurka besuchte, um seinen Plan zur Verhinderung eines bewaffneten Konflikts in Europa zu erklären, kam es kurz vor dem Abschied zu einem denkwürdigen Gespräch. Cassel fragte: «Wo würden Sie heute vorziehen, Vermögen zu investieren, in Berlin oder in London?» Somary antwortete: «Wenn mein Plan scheitern sollte, in keinem von beiden. Sie werden sich dann gegenseitig ruinieren.» Hierauf Cassel: «Und wo würden Sie es anlegen?» Somary: «In Amerika oder hier.»

Cassel verstand die Welt nicht mehr: «Hier? Ich komme seit vielen Jahren hierher, habe aber dieses kleine Alpenland nie anders als einen Sommeraufenthalt angesehen.» Somary bekam einmal mehr recht. Die Schweiz und die Niederlande stiegen in den 1920er Jahren zu internationalen Finanzzentren auf, weil sie inmitten von Inflation und politischem Chaos einen sicheren Hafen boten. Richtig lag er auch mit seiner kritischen Analyse der Weltwirtschaft, die er bereits 1926 in einem Vortrag in schroffem Gegensatz zur damaligen Zeitströmung vornahm. Er erkannte schon damals, dass bald eine grosse Weltwirtschaftskrise ausbrechen würde. Nur wenige liessen sich überzeugen. In den angelsächsischen Ländern trug ihm diese düstere Prognose den abschätzigen Übernamen «Raven of Zurich» ein. 1928 wiederholte er seine Warnung an einem wissenschaftlichen Kongress in Zürich. Auch damals wollten viele die Fragilität des Aufschwungs noch nicht wahrhaben.

Wenig begeistert von Keynes

Selbst John Maynard Keynes, den Somary im Juni 1926 in Berlin traf, glaubte ihm nicht. Es komme keine Krise mehr in unserer Zeit, entgegnete er und fragte Somary nach den günstigen Aktien auf dem europäischen Kontinent. Somarys Bilanz der Begegnung mit Keynes ist ernüchternd: «Mir machte der schon damals vielgepriesene Mann einen merkwürdigen Eindruck. Er äusserte sich mir gegenüber geringschätzig über die Wissenschaft der Ökonomie und ihre Lehrer, wobei er ironisch auch sich nicht ausnahm, während er seinen Speku-

lationssinn mit sichtlichem Stolz hervorhob.» In den 1920er Jahren half Somary zwei Mal der verletzlichen Weimarer Republik, durch die Vermittlung eines Kredits finanzielle Engpässe zu überwinden. Im Dezember 1930 warnte er die britischen Politiker in einem Vortrag in London vor der politischen Radikalisierung in Deutschland und vor dem Zweiten Weltkrieg. «Grossbritanniens Aufgabe ist es, Deutschland und Frankreich wieder zusammenzuführen. Hat England hierzu nicht den Willen oder die Kraft, so wird die Krise nur Vorspiel einer dunklen Periode werden, der der Geschichtsschreiber künftiger Zeit den Namen geben wird <Zwischen zwei Kriegen.>»

Vollkommen verblüffend war Somarys präzise Voraussage, die er im März 1931 im kleinen Kreis im deutschen Finanzministerium in Berlin machte. Unterstaatssekretär Graf Schwerin von Krosigk schrieb später in seinen Erinnerungen, die auf Tagebuchaufzeichnungen beruhten: «Auf die Frage, wie lange die Weltmarktkrise dauern werde, antwortete Somary, es müssten erst drei Ereignisse eintreten, ehe an eine Aufwärtsbewegung zu denken sei: das Bankwesen in Wien und Berlin müsste durch eine Krise saniert werden, das englische Pfund müsse sich vom Golde lösen, der Zündholzkonkern des Schweden Ivar Kreuger müsste zusammenbrechen.

Im Frühsommer 1931 krachten die Banken, im Spätsommer wurde das Pfund abgewertet. Als Somary im Frühjahr 1932 erneut in Berlin war, empfing ihn die Frage, ob man wirklich noch auf das dritte Ereignis warten müsse. Somary nahm nichts zurück, gab vielmehr die Versicherung, der Kreuger-Konzern werde in kurzer Zeit am Ende sein. Vier Wochen später erschoss sich Kreuger in Paris.»



«Merkwürdiger Eindruck»: Ökonom Keynes.



Attentat in Sarajevo vom 28. Juni 1914.

Als Hitler im Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde und wenig später Somarys Freund Hjalmar Schacht in die Regierung eintrat, schrieb er: «Ich kann es nicht verstehen, dass Du in diese Regierung eingetreten bist. Mir ist es klar, dass diese Situation durch eine neue Völkerschlacht bei Leipzig entschieden werden wird, wo sich die Russen mit Engländern, Franzosen und Amerikanern zum gemeinsamen Kampf gegen Deutschland treffen werden – und was wird dann das Schicksal Deutschlands und was das von Europa sein?» Schacht antwortete beschwichtigend, er hoffe, dass sich der Zusammenstoss ausserhalb Deutschlands vollziehen werde.

Gute Dienste für den Bundesrat

Unmittelbar vor Kriegsausbruch leistete Somary der Schweiz, seinem neuen Heimatland, dessen Staatsbürgerschaft er 1932 erworben hatte, einen grossen Dienst. Beauftragt von Bundesrat Hermann Obrecht, reiste er im März 1939 nach Washington, um der Schweiz die Versorgung mit Rohstoffen und Lebensmitteln zu sichern. Bereits im Mai waren die Verhandlungen abgeschlossen. Obrecht war ihm für die geheime Mission äusserst dankbar.

Im Frühjahr 1940 reiste Somary erneut nach Washington, diesmal, um die Lieferungen in die Schweiz sicherzustellen. Im Herbst 1940 reisten seine Schwestern, seine Frau und seine drei kleinen Kinder nach. Von 1941 bis 1943 beriet er das amerikanische Verteidigungsministerium in Finanz- und Währungsfragen. Im Spätsommer 1945 reiste Somary allein wieder in die Schweiz zurück, während die Familie in Washington blieb, damit die Kinder ihre Schulen zu Ende führen konnten. Er setzte seine Tätigkeit als Bankier fort und äusserte sich

weiterhin zu den drängendsten politischen Fragen, zog sich aber immer mehr zurück, vor allem nach dem frühen Tod seiner Frau im Oktober 1949. Sieben Jahre später starb er im Alter von 74 Jahren.

«Ich spüre das Kommende in den Knochen»

Woher hatte Felix Somary die Begabung, politische und wirtschaftliche Krisen frühzeitig zu erfassen? Als sein Sohn Wolfgang wissen wollte, wie er die Ereignisse so klar und deutlich kommen sehe, antwortete er: «Ich spüre das Kommende in meinen Knochen; es hat nicht allein mit Wissen zu tun. Es meldet sich nicht im Kopf, sondern im Knochenmark.»

Doch es gilt auch das Sprichwort, dass noch nie ein Meister vom Himmel gefallen sei, und so liefert Somarys Lebensgeschichte eine Reihe von Anhaltspunkten, warum er anders als viele seiner Zeitgenossen stets den Blick für das Wesentliche behielt. Natürlich spielte die familiäre Herkunft eine grosse Rolle. Bei den Somarys wurde immer eifrig diskutiert. «Die Eltern haben sich täglich über alles erkundigt, was wir gesehen haben, und mit ihrem weiten Wissen uns vieles mitgeteilt, was uns für das Leben geblieben ist», schrieb Somary in seinen Erinnerungen.

Atmosphäre der Offenheit

Die Atmosphäre zu Hause war äusserst anregend. Die Mutter war eine begabte Pianistin, der Vater ein angesehener Rechtsanwalt. Mit dem Vater unternahm der junge Felix viele Ausflüge in den nahegelegenen Wiener Wald oder in die Berge, was Gelegenheit zu langen Gesprächen über Politik, Literatur und Geschichte gab. Das Elternhaus war sehr liberal eingestellt. Der Vater hatte mit allen möglichen und unmöglichen Klienten zu tun, aber bewahrte stets seine Unabhängigkeit und sein Ansehen.

Sohn Felix blieb dem väterlichen Grundsatz treu, immer mit Vertretern unterschiedlicher politischer Richtungen im Gespräch zu bleiben. Seine beiden engsten Freunde während des Studiums waren Joseph Schumpeter und Otto Bauer, «von denen der eine der äussersten Rechten und der andere der äussersten Linken angehörte», wie sich Somary erinnert. Später hielt er immer Kontakt zu den sozialistischen Kreisen, obwohl er ihre Ziele ablehnte. Im letzten Abschnitt seiner Memoiren hält er es für unerlässlich, dass die «Kluft zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft» geschlossen werde.

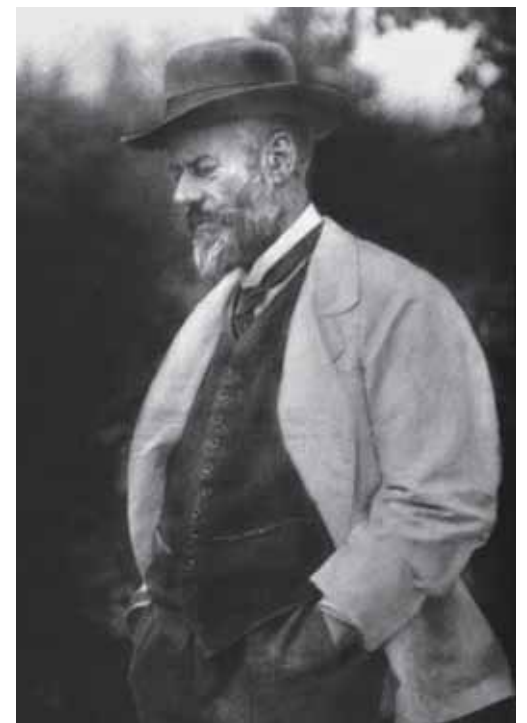
Im Sommersemester 1928 hielt er an der Universität Heidelberg eine Vortragsreihe über die «Wandlungen der Weltwirtschaft seit dem Kriege». Anschliessend trafen sich interessierte Zuhörer zu einem gemeinsamen Abendessen und einer Diskussion. Auch hier zeigte sich Somarys Fähigkeit zum respektvollen Umgang mit Vertretern anderer ideologischer Richtungen: «Zum ersten Mal trafen sich in diesen Abendaussprachen Mitglieder der verschiedensten Parteien – von der äus-

sersten Rechten bis zur äussersten Linken –, zur allgemeinen Überraschung der Fakultät, aber ohne dass es je zu einem Konflikt gekommen wäre, obwohl schon mein Einleitungs-vortrag über den Wandel des Liberalismus und des Sozialismus sie alle hätte vor den Kopf stossen müssen.» Der regelmässige Austausch mit Andersdenkenden bewahrte Somary davor, engstirnig zu werden.

Seine Grundüberzeugungen, die auf dem Liberalismus des 19. Jahrhunderts fussten, kamen aber deswegen nicht ins Wanken. Er stand ein für den Schutz des Privateigentums, das Einhalten der Verträge, einen ausgleichenden Staat und eine freie Wirtschaft, er lehnte Nationalismus und Sozialismus gleichermassen ab. Als grösste Gefahr für den gesellschaftlichen Frieden sah er die Inflation an, weswegen er den Aufstieg des Keynesianismus nach dem Zweiten Weltkrieg mit grosser Sorge beobachtete. Die Vorstellung, dass eine Feinsteuerung der Konjunktur mittels geeigneter Geld- und Finanzpolitik möglich sei, hielt er für gefährlich.

Wert einer historischen Bildung

Ebenso prägend wie die familiäre Herkunft war die hervorragende Ausbildung, die er im Wien der Jahrhundertwende erhielt. Das von den Benediktinern geführte Schottengymnasium, das er bis zu seinem 17. Lebensjahr besuchte, galt wie das jesuitische Wiener Theresianum als eine der besten Schulen im deutschsprachigen Raum. Die Wiener Universität hatte Weltruf, insbesondere die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät: Mit Carl Menger und dessen Schülern Eugen Böhm von Bawerk und Friedrich Wieser waren um die Jahrhundertwende alle wichtigen Vertreter der bahnbrechenden Grenznutzenlehre an der Universität Wien tätig. >>>



Langjähriger Freund: Soziologe Weber.

Durch die universitäre Ausbildung erlangte Somary nicht nur eine hohe fachliche Kompetenz in Ökonomie und Jurisprudenz, sondern durchlief auch eine gründliche Schulung im historischen Denken. Entscheidende Anstösse hatte bereits der Vater gegeben, aber im Studium hatten die Rechts- und die Wirtschaftsgeschichte einen hohen Stellenwert. Im bereits zitierten Brief von 1922 schrieb Burckhardt: «Er hat sehr grosse und sehr originelle historische Kenntnisse. Er hat Konversation aus einem phantasiereichen Gedächtnis heraus. Wenn er von Kardinal Consalvi oder von Attila I. spricht, so ist es immer, wie wenn er mit ihnen in der grössten Intimität längere Zeit gelebt hätte. <Geflunker>, sagen die Leute, aber diese Intimität besteht wirklich auf eine mysteriöse Weise [...]»

Die langfristige Perspektive, die er durch seine Lektüre beständig erweiterte, half Somary, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen. Er erkannte insbesondere, von welchen Interessen die grossen Nationen geleitet waren und welche Kompromisse sie eingehen konnten, ohne das Gesicht zu verlieren. Gerade in der Balkanpolitik vor dem Ersten Weltkrieg war es von entscheidender Bedeutung, zu wissen, wie sich Österreich-Ungarn, Russland und das Osmanische Reich in den vergangenen Jahrhunderten zueinander verhalten hatten.

Im Geschäftsleben geerdet

Ein drittes Element, das zu seinem sicheren Urteil beitrug, war die praktische Banktätigkeit. Somary kannte die Welt der Wirtschaft und Politik nicht nur aus den Büchern, sondern war tagtäglich damit konfrontiert, wenn er Kredite vergab, Anleihen zeichnete oder Aktien absties. Die Tätigkeit bei der Anglobank mit ihrer Verbindung zur Londoner City und zu den

unterschiedlichen Kreditnehmern in Osteuropa zwang ihn stets, mehrere Faktoren gleichzeitig zu beachten und Entscheidungen inmitten von grosser Unsicherheit zu treffen.

Aufgrund dieser Erfahrung machte er sich keine Illusionen über die Rationalität menschlichen Verhaltens. Es war ihm klar, dass Aktien- und Anleihenurse kurzfristig von Stimmungen getrieben waren und nicht als objektives Abbild aller verfügbaren Informationen interpretiert werden durften. Er lehrte früh, dass unberechenbare politische Parameter von entscheidender Bedeutung seien. Dank seiner Bankpraxis beging Somary vor allem nie den Fehler, den Finanzsektor aus den makroökonomischen Betrachtungen auszuschliessen, wie es viele Ökonomen vor der jüngsten Finanzkrise getan haben. 1915 publizierte er das Lehrbuch «Bankpolitik», das in der damaligen Zeit ein völlig neues Feld eröffnete.

Seine Analyse von 1926, dass der Aufschwung auf tönernen Füessen stünde und bald von einer grossen Krise abgelöst werden würde, fusste auf der Kenntnis der internationalen Kreditbeziehungen. Es brauchte keine Intuition, um zu erkennen, dass der Boom nicht lange tragen würde. Für einen Bankier war es selbstverständlich, dass die Verschuldungsquoten von Banken, Unternehmen, Staaten und privaten Haushalten entscheidenden Einfluss auf den Verlauf der Konjunktur haben. Volkswirtschaftliche Wachstumsraten alleine sind unzuverlässige Indikatoren. Die Berücksichtigung der Verschuldungsverhältnisse veranlasste ihn auch, die richtige Diagnose in Bezug auf die Krisenüberwindung vorzunehmen. In seinem Büchlein «Krisenwende?», das 1932 beim renommierten S.-Fischer-Verlag erschien und auf grosse Resonanz stiess, schrieb er, dass die Krise nur durch eine mar-

kante Reduktion der internationalen Schulden überwunden werden könne.

So kam es dann auch. Erst als die Vereinigten Staaten und die New Yorker Gläubigerbanken bereit waren, den europäischen Schuldnern entgegenzukommen, war der Weg frei für die Erholung der Wirtschaft. «Ja, es ist Bankrott, kein Zweifel. Aber sagen wir besser: Es ist auch Schluss des Bankrotts; denn was heute sich abspielt, ist nur ein Konkurs ohne Ende [...]. Will man Vertrauen schaffen, gehortetes Geld in die Wirtschaft zurückbringen, die internationalen Kreditbeziehungen wiederherstellen, so muss man endlich die Wahrheit sagen.»

Somarys Bedeutung für die Gegenwart

Gerade dieser letzte Punkt macht Somarys Analysen heute wieder äusserst relevant. Nur wenn die europäischen Politiker sich eingestehen, dass viele Kredite abgeschrieben werden müssen, wird sich die Wirtschaft erholen können. Seit 2010 sind die internationalen Kapitalflüsse in die südeuropäischen Länder versiegt, und ohne die Europäische Zentralbank (EZB) wären viele europäische Geschäftsbanken längst bankrott. Zur Wiederherstellung des Kapitalflusses braucht es umfangreiche Abschreibungen. Es braucht den Mut zum Schuldenschnitt – wie in den 1930er Jahren.

Seine Ausführungen zur Krisenwende schloss Somary mit folgenden Worten: «Viel wird der Krise zum Opfer bleiben, am schwersten wird die Neuaufrichtung der internationalen Kreditorganisation werden. Aber die Aufgaben werden gemeistert werden, wenn einmal das Vertrauen wiederhergestellt ist; dafür aber ist die erste und allerwichtigste Vorbedingung, dass man die Probleme nicht fortschiebt, sondern anpackt und löst. Man mache nicht das Fehlen politischer Voraussetzungen verantwortlich für den Mangel an Führungspersönlichkeiten und an volkswirtschaftlicher Kenntnis. Kapital und Kredit für Neuaufbau ist zur Genüge da, nur wartend auf Gesundung von Staats- und Privatwirtschaft. Die Operation, die dazu nötig ist, ist nicht neu, sie ist nur seit Grossväterzeit in Europa nicht mehr durchgeführt worden, und darum scheuen unsere allmächtigen Herren Routiniers davor zurück und warten auf ein Wunder.»

Diese Zeilen wurden vor achtzig Jahren geschrieben, aber könnten nicht aktueller sein. Felix Somary war nicht nur ein aussergewöhnlicher Mensch in einer aussergewöhnlichen Zeit, sondern verdient es auch, als unbestechlicher Beobachter des Weltgeschehens von den Nachgeborenen in Erinnerung behalten zu werden. Er ist für uns bis heute ein inspirierender Beobachter und Denker.

Felix Somary: Erinnerungen aus meinem Leben ©1956 und 2013 Felix Somary Erben und 2013 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich
Tobias Straumann ist Wirtschaftshistoriker und Privatdozent an der Universität Zürich.



«Ich kann es nicht verstehen»: Hitler, Reichswirtschaftsminister Schacht, am 5. Mai 1934 in Berlin.

Die Souffleure des intelligenten Tischgesprächs.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT



Werkzeuge der Repression

Amerikanische Geheimdienste horchen flächendeckend Hunderte Millionen von Menschen aus. «Alles legal», behauptet US-Präsident Obama. Juristen und Terrorfahnder beginnen zu widersprechen. Mit der gigantischen Datensaugerei gefährde Amerika die Freiheit, die es zu schützen vorgebe. *Von Urs Gehrig*



Unfassbare Dimensionen: amerikanischer Präsident Obama.

Die Leitmedien in Sachen Spionageenthüllung haben in den letzten Tagen abermals einen Gang höher geschaltet. Der *Spiegel* berichtet über amerikanische Lauschangriffe auf EU-Einrichtungen. Gemäss dem britischen *Guardian* spähte der US-Geheimdienst die diplomatischen Vertretungen Frankreichs, Italiens und Griechenlands in Washington und bei den Vereinten Nationen aus. In den Botschaften und Uno-Vertretungen habe man Wanzen installiert und Kabel angezapft. Und besonders Deutschland weckt offenbar die Neugier unter Amerikas Spionen.

Spione tun, wozu sie ausgebildet wurden: spionieren. «Wo, bitte, liegt hier der Skandal?», mag man sich schulterzuckend fragen. Seit 9/11 begegnen Bürger im Westen den Geheimdiensten mehrheitlich mit einer gehörigen Portion Goodwill. Schliesslich zeigen die Terroranschläge von Boston und London, dass

Wehrhaftigkeit weiterhin angebracht ist. Gibt es morgen einen Anschlag in den USA, ist Enthüllungs-Zampano Snowden Schnee von gestern.

Ist der Showdown des ehemaligen Dienstspons Edward Snowden also viel Lärm um nichts?

Keineswegs. Selbst wer von sich behauptet, die Sammelwut der US-Spione schon immer geahnt zu haben, wird sich ob der Nachrichten der letzten Wochen – wenn auch im Stillen – etwas betreten die Augen reiben. Amerikas Datensaugerei hat, im wahrsten Sinne des Wortes, unfassbare Dimensionen angenommen.

Im Zentrum stehen zwei bis vor kurzem unbekannte und streng geheime Programme: das amerikanische «Prism» und das britische «Schwesterprogramm» «Tempora». Mit «Prism» betreibt die National Security Agency (NSA) eine umfassende Überwachung von



«Wütend»: Verfassungsexperte Napolitano.



«Imperator»: NSA-Direktor Alexander.

Personen innerhalb und ausserhalb der USA, die digital kommunizieren. Dabei ist es der NSA und dem FBI laut der *Washington Post* möglich, auf live geführte Kommunikation und gespeicherte Informationen bei den beteiligten Zulieferern zuzugreifen. Dazu gehören neun der grössten Internetkonzerne und Dienste der USA: Microsoft, Skype, Google, Youtube, Facebook, Yahoo, Apple, AOL und Paltalk.

Bürgerrechtler halten sich zurück

Um sich einen Überblick über die abgefangenen Daten zu verschaffen, nutzt die NSA ein weiteres Programm namens «Boundless Informant» (schrankenloser Informant). Was die NSA an Internet- und Telefondaten abzapft, wird in «Boundless Informant» auf einer Weltkarte farbig dargestellt. Gemäss *Spiegel* werden allein in Deutschland monatlich rund

eine halbe Milliarde Telefonate, E-Mails oder SMS überwacht. Für die NSA ist dies allerdings bloss ein Klacks. Glenn Greenwald, Snowdens journalistischer Partner, berichtet am Wochenende von einem Dokument, wonach die Agentur in der Lage ist, weltweit täglich eine Milliarde Handy-Gespräche abzufangen, aufzuzeichnen und auf ihren Servern abzulegen.

Wer kontrolliert diese sammelsüchtigen Kontrolleure? Letztlich steht hinter jeder Maschine ein Mensch. Wer schreitet ein, wenn er bei seinen Fischzügen in den unergründlichen Ozeanen trivialer Daten falsch kombiniert und sie irrtümlich – oder vielleicht gar gezielt – gegen Unschuldige verwendet?

Bisher hielten sich selbst Bürgerrechtler in den USA erstaunlich zurück. Zu den pointierten Kritikern gehört Jurist Andrew Napolitano. Es gebe allen Grund «wütend» zu sein, sagt der Verfassungsexperte des konservativen Fox News Channel. Er sieht eines der höchsten Güter – die Privatsphäre – im Kern bedroht. «Die Bürger haben ein verbrieftes Recht, in Ruhe gelassen zu werden – nicht nur von Terroristen, sondern auch von der Regierung.»

Grundfreiheit durchlöchert

Gemäss dem dritten US-Präsidenten Thomas Jefferson (1801–1809) haben die Verfassungsväter den Schutz der Privatsphäre ganz bewusst als natürliches Recht definiert. Im 4. Zusatzartikel zur US-Verfassung hielten sie fest: «Das Recht des Volkes auf Sicherheit der Person und der Wohnung, der Urkunden und des Eigentums vor willkürlicher Durchsuchung, Festnahme und Beschlagnahme darf nicht verletzt werden.» Damals sei die Privatsphäre durch Schnüffelaktionen der britischen Krone bedroht gewesen, sagt Napolitano. 200 Jahre später hätten Jeffersons Nachfolger Bush und Obama im Namen der Terrorabwehr diese Grundfreiheit in erschreckender Manier durchlöchert.

Bis vor kurzem hatte die US-Regierung das Ausmass der Überwachung noch öffentlich gelehnet. Der Nationale Geheimdienstdirektor James Clapper, der allen sechzehn US-Nachrichtendiensten vorsteht, beteuerte im März vor dem Kongress, die NSA sammle nicht Daten von «Millionen von Amerikanern». Nach Snowdens Enthüllungen versuchte sich Clapper zu rechtfertigen, indem er erklärte, er habe seine Aussage damals in «der am wenigsten unwahren Weise» formuliert.

Obama seinerseits schlägt die Kritik in den Wind, indem er erklärt, das ganze Spionageprogramm sei legal, der Kongress habe es abgesegnet. Vor der Abstimmung sei «jedes Kongressmitglied über das Programm informiert worden». Dies entspricht offenbar nicht der Wahrheit. Zwar seien die Mitglieder des Geheimdienstkomitees ins Bild gesetzt worden, aber «die meisten Abgeordneten nicht», schreibt der Republikaner Jim Sensenbrenner, Repräsentant aus Wisconsin, im *Guardian*.

Ebenso dünn ist die Behauptung der Obama-Regierung, die Geheimdienste seien rechtlich befugt, die Privatsphäre von Bürgern auszu-leuchten. Sie beruft sich dabei auf den Patriot Act, das nach 9/11 in dreitägigem Schnellverfahren verabschiedete «Gesetz zur Stärkung und Einigung Amerikas durch Bereitstellung geeigneter Instrumente, um Terrorismus aufzuhalten und zu blockieren».

Sensenbrenner, der an der Abfassung des Patriot Act persönlich beteiligt war, weist diese Auslegung in aller Form zurück. Eine flächendeckende Abhörung sei im Act nie vorgesehen gewesen. «Der Kongress beabsichtigte, den Nachrichtendiensten zielgerichtete Informationen für spezifische Untersuchungen zu erlauben. [...] Wie können sämtliche (Telefon-) Anrufe eines jeden Amerikaners, wie können Telefonate von Ausländern in die und aus den USA für eine spezifische Untersuchung relevant sein? Diese Praxis sprengt den legalen Rahmen, den der Patriot Act erlaubt.»

Was kümmert uns Nichtamerikaner diese juristische Streiterei in Washington? Sehr viel, wie ein Blick auf die gebunkerten Informationen zeigt. Allein im Monat März 2013 hat die NSA 97 Milliarden Datensätze gespeichert. Knapp 3 Milliarden davon in den USA. Der Löwenanteil stammt von Bürgern rund um die Welt. Deshalb ist die Kontrolle der amerikanischen Spione global von Interesse.

Allein im Monat März 2013 hat die National Security Agency 97 Milliarden Datensätze gespeichert.

Mit der Kontrollaufgabe betraut ist der United States Foreign Intelligence Surveillance Court (Fisc). Es handelt sich um ein 1978 geschaffenes, elfköpfiges Richterorgane, das unter Geheimhaltung tagt. Wollen die Ermittlungsbehörden einen Staatsbürger observieren, müssen sie dem Fisc einen Antrag zur Genehmigung vorlegen.

Was auf dem Papier den Eindruck einer rigorosen Kontrollinstanz vermittelt, ist in der täglichen Spionagepraxis eine Ampel, die dauernd auf Grün steht. Russell Tice, ein ehemaliger Auswerter der NSA, nannte den Fisc im *Guardian* «ein Scheingericht, bestehend aus Erfüllungsgehilfen» («a kangaroo court with a rubber stamp»). Von mehreren zehntausend Anfragen hätte der Fisc lediglich sechs abgelehnt. Anders ausgedrückt: 99,6 Prozent der Anträge wurden bewilligt. Die absurd hohe Absegnungsrate hindert Obama freilich nicht daran, dem Gericht zu attestieren, es nehme eine Aufsicht im Sinne der Gewaltenteilung wahr.

Für das Sammeln von Telefondaten und E-Mails spielt das Gericht kaum eine Rolle mehr. Die Absaugung läuft per Autopilot, flächendeckend bis in die hinterste Ecke des Globus. Nach Ansicht des Juristen und Ge-

heimdienstexperten James Bamford ist das Gericht durch den 2008 reformierten Foreign Intelligence Surveillance Act (Fisa) als Aufsichtsbehörde weitgehend ausgeschaltet worden, da die Exekutive keine individuelle Gefahr als Grund für eine Überwachung mehr angeben muss.

Bamford ist Autor mehrerer Standardwerke über die NSA, darunter «The Shadow Factory» (2008). In der aktuellen Ausgabe des Magazins *Wired* vergleicht er den NSA-Direktor General Keith Alexander mit J. Edgar Hoover, dem berühmtesten Gründer des FBI. Wie Hoover begegne man Alexander «innerhalb der Regierung mit einer Mischung aus Respekt und Furcht». In Geheimdienstkreisen nenne man ihn «Imperator Alexander», zitiert Bamford eine CIA-Quelle, «aus gutem Grund, denn was immer Keith will, bekommt Keith».

Schutz der Privatsphäre sekundär

Bedenken über die schier ungebremschte Entwicklung der Nachrichtendienste äussern auch Leute, die bislang als hartgesottene Terrorjäger galten. «Wir haben die Grundlagen für einen sehr repressiven Staat geschaffen», sagt Brian Jenkins, ein Pionier des Anti-Terror-Kampfes, ehemaliges Mitglied der US-Spezialkräfte und langjähriger Analyst der Denkfabrik Rand Corporation, welche die US-Streitkräfte berät.

«Der repressive Staat existiert noch nicht, aber die Werkzeuge sind bereits vorhanden», sagt Jenkins in einem Interview mit dem Magazin *Slate*. «Demokratie schützt einen nicht davor, sich freiwillig dem Despotismus unterzuordnen. Vorausgesetzt, die Bevölkerung ist in Angst, kann der Kongress Freiheiten ebenso einfach ausschalten, wie Tyrannen die Macht ergreifen können. Dieser Prozess scheint begonnen zu haben.»

Offenbar ist die Mehrheit der Amerikaner darüber nicht sehr beunruhigt. Gemäss Umfragen seit Snowdens Enthüllungen findet eine Mehrheit, bei Ermittlungen wegen terroristischer Aktivitäten sei der Schutz der Privatsphäre sekundär. Auch unter Europäern schlägt die Empörung über die US-Spionagepraxis keine grossen Wellen.

Vielleicht ist das Desinteresse Ausdruck von Bequemlichkeit und Resignation: Zu süsmunden die Früchte von Big Data. Zu allgegenwärtig sind die modernen Datenhäscher, als dass man ihnen entkommen könnte.

Die Schmerzgrenze der Überwachten jedenfalls ist nicht ausgereizt. Sie auszuloten, steht uns noch bevor. Würden wir der Totalüberwachung unseres privaten Wohnraums per Kamera zustimmen, weil man dabei vielleicht auch mal einen Terroristen beobachten könnte? Würden wir uns damit zufriedengeben, dass doch nur hingesehen wird, wenn ein namenloser Geheimdienstanalyst es für nötig hält? Natürlich nicht. Sagen wir jetzt. ○



1973

Die Concorde darf nicht sterben

Die *Weltwoche* besuchte das britische Concorde-Werk in Bristol. Trotz ausbleibender Verkaufserfolge hielten die Regierungen Grossbritanniens und Frankreichs am Überschalljet fest.

Ein wundervolles Ding», sagt Monteur Ivor Brook. «Sie müssen das einfach kaufen.» Seine Augen wandern zur Nummer 01 und von dort zu den Nummern 2 und 4. Drei Concordes sind in der Halle auf dem Gelände der British Aircraft Corporation (BAC) in Filton (Bristol) versammelt. An dem Vorproduktionsmodell 01 werden nach 85 Testflügen Veränderungen vorgenommen: die vier Olympus-Triebwerke sollen künftig nicht mehr ihre störenden Rauchfahnen ziehen. Die Nummer 2 der Produktionsserie ist in ihrer äusseren Gestalt so gut wie fertig. Von der Nummer 4 ist der Mittelteil mit den anhängenden Deltaflügeln zu sehen. [...] Die Concorde ist klein, aber überschallschnell. Es ist das «grösste technische Projekt, das jemals in Westeuropa unternommen wurde», beschreibt das Informationsamt der britischen Regierung das anglo-französische Gemeinschaftsunternehmen. Es soll beiden Ländern eine führende Rolle in der Luftfahrttechnik erringen. Die Frage erhebt sich jedoch, ob das ehrgeizige Unternehmen nicht mit einer finanziellen Bruchlandung endet, deren Ausmass ebenfalls einen Superlativ verdienen wird.

Für Ivor Brook und seine Arbeitskollegen ist es unvorstellbar, dass das Concorde-Projekt eingestellt wird. «Ich glaube nicht, dass sie das wollen. Ich glaube nicht, dass sie das können. Wir sind so weit gegangen.» Schliesslich haben auch die Regierungen in London und Paris betont, wie fest sie hinter dem Projekt stehen und dass sie den beiden Herstellern die volle Unterstützung für die laufenden Verkaufsanstrengungen geben. Das Unterhaus blieb zunächst einmal bei der Stange, obwohl die Amerikaner den geflügelten Bleistift mit seiner charakteristischen Klappnase zurückgewiesen hatten. Die Abgeordneten liessen ein Gesetz passieren, wonach die Regierung bis zu 250 Mio Pfund und im Bedarfsfall noch einmal 100 Mio Pfund in Form von Krediten und Garantien bereitstellen kann, um die Produktion des Flugzeugs zu finanzieren. Luftfahrtminister Michael Heseltine schätzt, dass 250 Mio Pfund zunächst einmal bis 1975/76 ausreichen werden und dass sich dann die Concorde allmählich selbst finanziert, wenn die Verkaufserlöse für die ersten Flugzeuge hereinkommen. [...] «Die Amerikaner müssen einfach kaufen, wenn BOAC und Air France in zwei Jahren die Concorde in Dienst stellen werden», erklärt

der britische Chefverkäufer Pat Burgess. «Pan American und TWA können es sich nicht leisten, den Erst-Klass-Verkehr über den Nordatlantik an die Konkurrenz zu verlieren und zu zweitklassigen Luftverkehrsgesellschaften abzusinken.»

Die Moral ist so hoch wie schon lange nicht mehr, versichern sich Management und Arbeiter gegenseitig. Nur jetzt keine Panik! Nerven bewahren und kühlen Kopf behalten! Jetzt will man den Yankees zeigen, was eine Harke ist, den Yankees, die, so lautet ein verbreiteter



Geflügelter Bleistift: Concorde.

Verdacht, doch nur darauf lauern, dass die Concorde eines frühen Todes stirbt, um dann selbst mit einem Überschallflugzeug den Markt zu beherrschen. Gewerkschaftsführer Clive Jenkins will von einer finsternen Verschwörung wissen. «Unter uns sind bezahlte Agenten der grossen amerikanischen Flugzeug- und Triebwerkhersteller.»

Die patriotischen Wogen schlagen hoch in Bristol, dem britischen Zentrum der Concorde-Produktion. Die Abgeordneten der Concorde-Wahlkreise geloben Treue zu dem Projekt, das so vielen ihrer Wähler Arbeit gibt, und setzen ihren Einfluss in Westminster und Whitehall

ein. Das Lokalblatt *Western Daily Press* schmückt den Zeitungskopf mit einem Concorde-Symbol und der Unterzeile: «Unterschall ist unter Standard». Denn die Concorde darf nicht sterben. Das Programm darf noch nicht einmal beschnitten werden, wenn es nach den Gewerkschaften geht. Arbeitervertreter aus Bristol und Toulouse, dem französischen Zentrum der Firma Aerospatiale, schliessen die Front gegen jede Kürzung. [...]

«Wundervolles Ding»

Aber an anderer Stelle äussert man sich bereits im Nachrufton. «Die Concorde ist wahrscheinlich so gut wie tot», frohlockt Richard Wiggs, der Sekretär der Anti-Concorde-Bewegung. Und nicht ohne Ironie meinte der konservative Abgeordnete Bruce-Gardyne: «Wir können uns nicht länger daran vorbeidrücken, dass möglicherweise der Schah von Persien und der Vorsitzende Mao die beiden einzigen Abnehmer sein werden, mit denen das Geschäft wirklich wirtschaftlich ist.» Iran hat sich zwei Concordes vormerken lassen. Die Volksrepublik China will drei kaufen. Nur die beiden nationalen Fluggesellschaften BOAC (fünf) und Air France (vier) haben fest bestellt, und die Concorde-Kritiker sagen voraus, dass die Steuerzahler auf beiden Seiten des Kanals nicht nur die Entwicklung – geschätzte Kosten 970 Mio Pfund – bezahlen, sondern anschliessend auch den Betrieb der Flugzeuge durch die beiden staatlichen Gesellschaften subventionieren müssen. Für das umstrittene Projekt, in das die Franzosen, aber auch die Briten nationales Prestige investiert haben, beginnt eine Durststrecke. [...]

Aber Paris und London wagen offenbar auch nicht, das Projekt einfach einzustellen. Die Concorde lebt dann allein von der Hoffnung, dass in drei, vier, fünf Jahren doch der grosse Durchbruch kommt. Erweist sich das «wundervolle Ding» dann doch nicht als so unwiderstehlich, dann wären die Folgen für die Industrie und ihre Arbeiter wie Ivor Brook nur vertagt.

Dieser Text von **Wilfried Kratz** erschien am 28. Februar 1973. Zwei Monate später verboten die USA aus Lärmschutzgründen zivile Überschallflüge über ihrem Territorium. Als im Herbst dann auch noch die erste Ölkrise ausbrach, war das Schicksal der Concorde besiegelt. Es wurden nur sechzehn Serienmaschinen gebaut.

Fürstin Merkel

Von Thilo Sarrazin — Für kurze Zeit kommt Leben in den deutschen Wahlkampf: Eine Flut, unverschämte Banker und ein Datenskandal stören den Schlaf des Publikums.



SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück wechselt seinen Pressesprecher aus und vergiesst öffentlich eine Träne des Selbstmitleids; eine Jahrhundertflut verursacht in Deutschland Schäden

von 8 Milliarden Euro; Manager der Anglo Irish Bank haben sich 2008 laut Telefonmitschnitten über die dummen Deutschen amüsiert, die Geld nach Irland geben; der amerikanische Nachrichtendienst NSA soll in grossem Stil auch Daten in Deutschland und bei europäischen Behörden ausgeforscht haben.

Als ich vor einem Monat schrieb, bis zur Bundestagswahl werde in der deutschen Politik wohl nicht mehr viel passieren, hatte ich mich getäuscht. Bei Vermutungen über die Zukunft soll man eben vorsichtig sein. Aber man kann sagen, was immer gegenwärtig passiert, scheint eher der Regierung als der Opposition zu nutzen:

— Eine umtriebige Angela Merkel war immer wieder zu besichtigen, wie sie in den Pausen zwischen internationalen Terminen an unterschiedlichen Stellen Deutschlands am Rande der wallenden Fluten stand und an der Not der Menschen erkennbar Anteil nahm. Sie war auch nicht kleinlich: Der Bund trägt nicht nur 50 Prozent der Kosten für die Flutschäden, obwohl diese eigentlich Ländersache sind. Er finanziert sogar den Länderanteil von 4 Milliarden zunächst vor. Und den Kredit für die Gesamtkosten von 8 Milliarden Euro nimmt er im Jahre 2013 haushaltswirksam in einer Summe auf. So werden die Haushalte der nächsten Jahre ein wenig geschönt, was man wegen der Schuldenbremse und der unsicheren Konjunktur ganz gut brauchen kann.

— Der Datenskandal um die amerikanische NSA traf bei der deutschen Regierung zunächst auf Schweigen und dann auf gesetzte Worte des Unverständnisses und der Ablehnung. Es ist auch schwer, sich richtig empört zu äussern, wenn man es selber mit dem Recht nicht so eng sieht, ob es nun um den Bruch der Verträge zur Währungsunion oder um den Diebstahl von CDs mit Steuerdaten geht.

— Schwieriger war da schon der Umgang mit dem Zynismus irischer Banker, die freiheraus zugaben, die staatliche Bankenaufsicht zwecks

Erschleichung staatlicher Garantien und über das wahre Ausmass der Katastrophe getäuscht zu haben. Nach einer Schrecksekunde äuserten Bundeskanzlerin und Bundesfinanzminister ihre tief empfundene Verachtung für spottlustige betrügerische Banker. Das nahmen die Medien wohlwollend zur Kenntnis, und das schien es dann auch gewesen zu sein.

Der SPD blieb nichts anderes übrig, als zur Bankenrettung von 2008 vornehm zu schweigen, schliesslich war Peer Steinbrück damals Bundesfinanzminister gewesen.

Aktuell sehen die Umfragen zur Bundestagswahl die CDU/CSU bei 43 Prozent, die SPD dagegen bei 26 Prozent. Die Kanzlermehrheit im Bundestag kommt üblicherweise nur zustande, wenn die Koalitionsparteien 47 bis 48 Prozent der Wählerstimmen auf sich vereint haben. Eine rot-grüne Mehrheit rückt deshalb mehr und mehr in den Bereich der Utopie. Viele Steuerzahler sind dankbar dafür. Die Grünen haben erkennbar der gemeinsamen Sache keinen guten Dienst erwiesen, als sie versuchten, die SPD bei der Umverteilung links zu überholen. Unpolitische Bürger, die ihren Geldbeutel schonen wollen, wissen jetzt, welches Regierungsbündnis sie verhindern müssen, wenn sie das erreichen wollen. Die Grünen haben offenbar ihren Fehler gemerkt und versuchen, ihre Steuererhöhungspläne in



Alles nutzt der Regierung: die Kanzlerin.

der Prioritätenliste des Wahlprogramms sacht nach unten zu rücken.

Gar zu gern würden ja einige unter ihnen mit der CDU/CSU regieren. Sie schauen deshalb mit Interesse zu, wie sich die SPD mit der Ablehnung einer grossen Koalition eine neue Grube gräbt: Wenn es mit der FDP nicht reicht und die SPD nicht will, dann bleibt ja nur noch eine schwarz-grüne Regierung, und man könnte den Grünen nicht einmal Treulosigkeit vorwerfen.

Die Krise verliert an Bedeutung

Die Euro-Krise mitsamt ihren Risiken scheint dagegen im öffentlichen Bewusstsein sachte an Bedeutung zu verlieren. Selbst die mündliche Verhandlung der Verfassungsklage zur Rechtmässigkeit des europäischen Risikoschirms ESM schien die Öffentlichkeit nur verhalten zu interessieren, und an die schlechten Wirtschaftsnachrichten aus West- und Südeuropa gewöhnt man sich irgendwie. Arbeitslosenraten bei jungen Menschen von 25 oder 50 Prozent übersteigen sowieso das Vorstellungsvermögen. Zudem freuen sich die deutschen Firmen und Handelskammern über den Zustrom von jungen Spaniern, Italienern und Griechen, die die Lücken in den schrumpfenden Jahrgangskohorten der jungen Deutschen auffüllen sollen. Wer versteht schon, dass ein Zustand unhaltbar ist, wenn er davon nicht selbst betroffen scheint? Lasst doch die Experten streiten. Langfristig sind wir sowieso alle tot, und im Augenblick geht es uns gut.

Vor 500 Jahren schrieb Niccolò Machiavelli in «Der Fürst»: «... den Menschen bedeutet die Gegenwart viel mehr als die Vergangenheit, und befinden sie sich in der Gegenwart wohl, so geniessen sie sie und verlangen nichts anderes; ja, sie nehmen in jeder Weise für den Fürsten Partei, wenn er im Übrigen nur sich selbst treu bleibt.» Ersetzt man den Fürsten durch die Bundeskanzlerin, so liefert Machiavelli eine perfekte Beschreibung der aktuellen Situation in Deutschland.

Darunter leidet die neugegründete euroskeptische Partei «Alternative für Deutschland» (AfD). Zwar ist es den Medien bislang nicht gelungen, sie in die rechtspopulistische Ecke zu rücken, aber es schreibt auch keiner über sie. Die Euro-Krise, obwohl strukturell ungelöst und Träger gewaltiger Zukunftsrisiken, scheint in den Medien und beim Publikumsinteresse «durch» zu sein. Die AfD dümpelt in den Umfragen bei drei Prozent; fünf Prozent wären nötig zum Einzug in den Bundestag. Schaden könnte es nicht, wenn in den parlamentarischen Einheitschor der Euro-Retter auch ein paar Dissonanzen kämen, die das Publikum beim Schlafen stören.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über den deutschen Wahlkampf.

«Wir alle stehen in seiner Schuld»

Christo Brand war zwölf Jahre lang der Gefängnisaufseher Nelson Mandelas – und wurde dadurch zum engsten Vertrauten von Südafrikas späterem Präsidenten. Ein Gespräch über den Haftalltag, die Zeit der Apartheid und einen Mann, der die Hoffnung nie aufgegeben hat. *Von Claas Relotius*

Mr Brand, erinnern Sie sich noch an den Tag, an dem Sie Nelson Mandela das erste Mal begegnet sind?

Sogar sehr gut. Das war der erste reguläre Arbeitstag in meinem Leben. Es war das Jahr 1978, und ich war gerade mal achtzehn Jahre alt, als ich meinen Dienst auf Robben Island antrat. Die kleine Insel liegt unweit von Kapstadt in einer kleinen Bucht im Atlantik, so dass es für die Häftlinge, die damals auf der Gefängnisinsel inhaftiert waren, unmöglich war, zu fliehen. Als ich gemeinsam mit anderen jungen Kollegen von der Fähre stieg, empfing uns der kommandierende Anstaltsleiter undklärte uns auf, dass wir es hier mit den grössten Verbrechern und Staatsfeinden in der Geschichte Südafrikas zu tun hätten. Er sagte, die meisten von ihnen würden nichts anderes als die Todesstrafe verdienen. Als ich dann Mandela und einigen seiner Mithäftlinge das erste Mal gegenüberstand, hatte ich Mühe, mir vorzustellen, dass diese Männer wirklich so gefährlich sein sollten.

Welchen Eindruck hat Mandela bei dieser ersten Begegnung auf Sie gemacht?

Den gleichen, den die Leute auch später, nach seiner Freilassung, von ihm bekommen haben. Er wirkte vor allem sehr besonnen. Und er war höflich. Im Zellen trakt B, wo die schwersten politischen Verbrecher sassen, führte uns der Anstaltsleiter von Zelle zu Zelle, um uns die einzelnen Insassen vorzustellen. Keiner der Häftlinge reagierte, die meisten blieben einfach auf ihren Pritschen liegen. Nur einer kam an die Gitterstäbe, stellte sich vor und fragte auf Afrikaans: «Wie lautet Ihr Name?» Das war Nelson Mandela.

War Ihnen umgekehrt der Name Mandela zu diesem Zeitpunkt schon ein Begriff?

Zu diesem Zeitpunkt nicht. Ich kam aus einer einfachen Bauernfamilie, in unserer Gemeinde wurde nie viel über Politik gesprochen. Den Namen Mandela hatte ich bis dahin noch nie gehört.

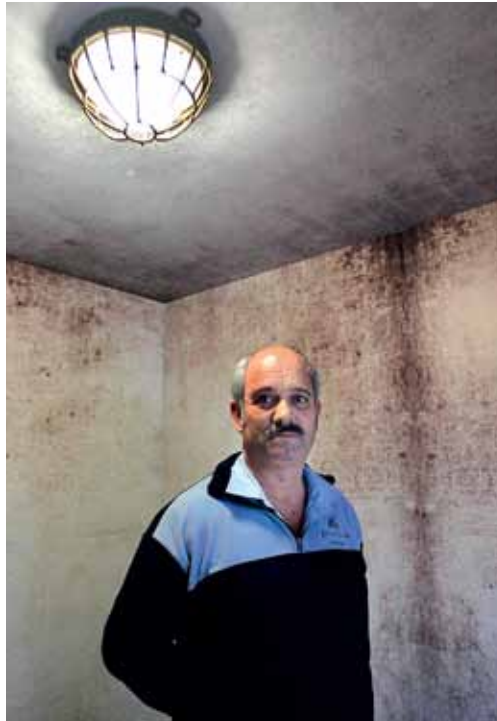
Wie haben Sie auf dessen Zugewandtheit reagiert?

Zunächst einmal gar nicht. Es war die Zeit der Apartheid, und dort, wo ich als weisser Landarbeitersohn aufgewachsen war, galten die schwarzen Anhänger des African National Congress (ANC), zu denen ja auch Mandela gehörte und welche das System

umstürzen wollten, als Feinde. Mandela wurde als Terrorist verurteilt, und so haben wir ihn anfangs auch behandelt.

Können Sie noch seine Zelle beschreiben?

Die Zelle war nicht mehr als ein kleines Loch, vielleicht vier Quadratmeter gross. In den ersten zwei Jahren meiner Dienstzeit war das Fenster von Mandelas Zelle zugemauert. Es war sehr dunkel, und persönliche Gegenstände waren darin verboten. Was ich noch gut vor Augen habe, ist, wie Mandelas Füsse immer ein Stück weit über seine Pritsche auf den Steinboden herausragten, weil er ja ziemlich gross war.



«Wie lautet Ihr Name?»: Gefängniswärter Brand.

Wie sah der Haftalltag für ihn aus?

Die Führer und Anhänger der ANC-Bewegung sollten in den ersten Jahren so weit wie möglich von den anderen Häftlingen im Gefängnis isoliert werden. Das bedeutete, dass sie nur selten ihre Zelle verlassen durften. Jeden Morgen um sieben Uhr habe ich Mandelas Zelle aufgeschlossen und ihm das Essen gebracht. Danach musste er, wie alle anderen Insassen auch, selbst seine Zelle säubern und die Wasch- und Toilettenkanister leeren. Danach stand meist schwere Arbeit im Steinbruch auf dem Programm. Gegen Mittag und später am Nachmittag hatte er immer je eine Stunde Hofgang. Die meisten

Häftlinge spielten in dieser Zeit Tischtennis miteinander, aber Mandela hatte eher wenig Interesse daran. Er verbrachte jede Minute seines Freigangs in dem kleinen Gefängnisgarten, wo er Gemüse anbaute. Immer wenn er in dem Garten sein konnte, war er zufrieden. Manchmal sprach er sogar mit ihm.

Hatten Sie jemals den Eindruck, er könnte an der Haft zerbrechen?

Als ich meinen Dienst antrat, war er schon einige Jahre inhaftiert. Ich hörte später, er sei anfangs oft zornig gewesen. Als 1969 sein erstgeborener Sohn bei einem Autounfall starb und er nicht zu dessen Beerdigung durfte, soll er hinter Gittern ausgerastet sein. Später wirkte er jedoch viel gefestigter als die meisten anderen. Es war so, als habe er ein Grundvertrauen darauf, dass er eines Tages wieder freikommen und ihm so etwas wie Gerechtigkeit widerfahren werde – obwohl er ja bekanntlich zu lebenslanger Haft verurteilt worden war.

Wie äusserte sich dieses Vertrauen?

Ich habe ihn nie wirklich verzweifelt erlebt. Jahrzehnte später, als er dann ein freier Mann war, sagte er mir einmal: «Während der langen Zeit auf Robben Island war das Schönste, was ich vom Gefängnishof aus sehen konnte, die in der Abendsonne schimmernde Silhouette des Tafelbergs. Der Berg gab mir Hoffnung, weil er zum Festland gehörte und ich wusste, dass ich eines Tages dorthin zurückkehren werde.»

Wie hat sich Ihr persönliches Verhältnis zu Mandela während der Haft entwickelt?

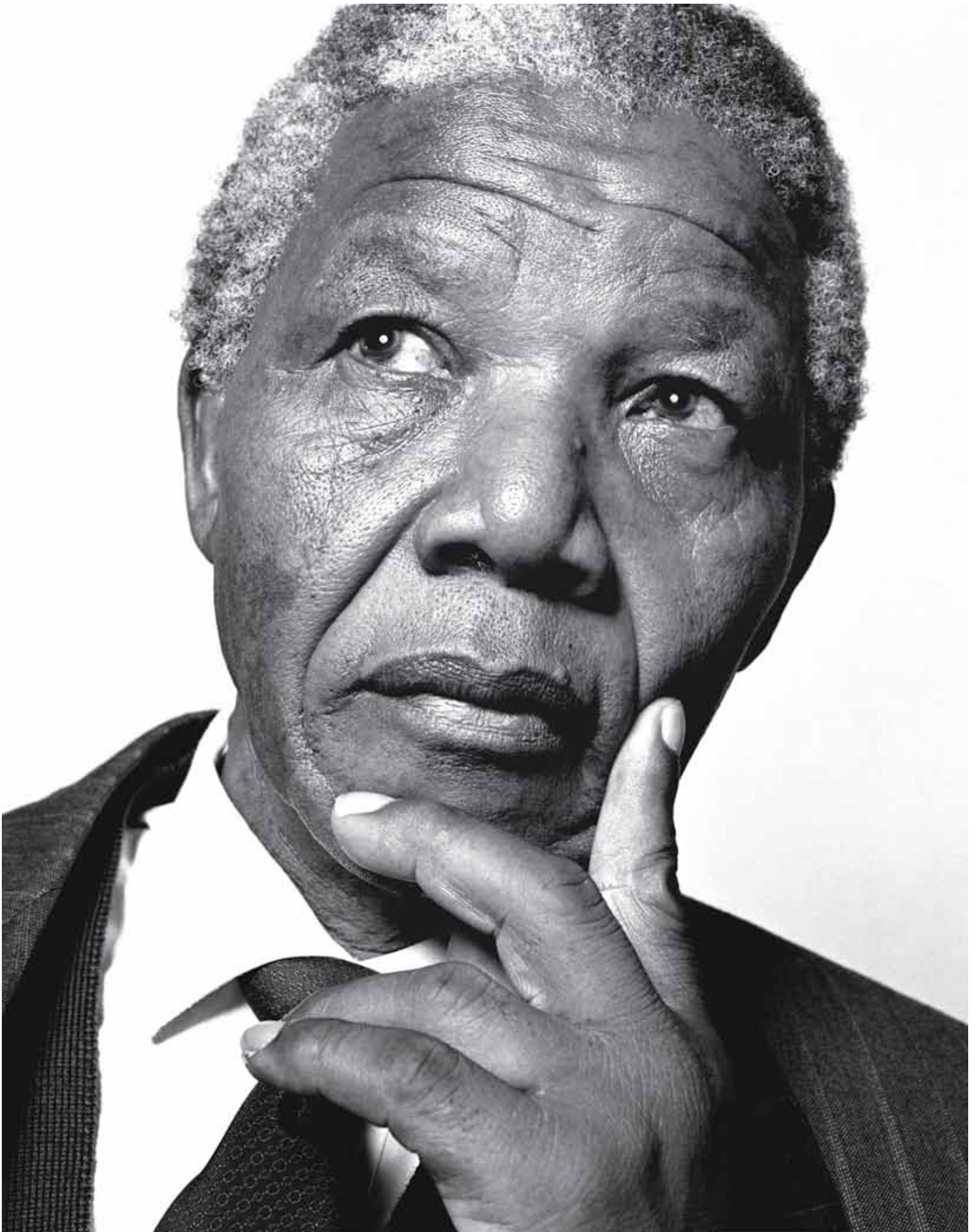
Da ich in jenem Zellen trakt Mandela zugewiesen war, hatte ich Tag für Tag am meisten mit ihm zu tun. Es war natürlich erst mal ein ungleiches Verhältnis. Auf der einen Seite war ich ein sehr junger, relativ ungebildeter Mann und er ja schon ein über Sechzigjähriger, der immer eine gewisse Weisheit ausstrahlte. Auf der anderen Seite war er eben der Gefangene, der hinter Gittern sass, und ich derjenige, der ihm Befehle gab.

Hatte Mandela ein Problem damit?

Mein Alter schien für ihn keine Rolle zu spielen. Er benahm sich sehr bodenständig und behandelte mich mit dem gleichen Respekt wie andere Wärter auch. Das gefiel mir natürlich, und es imponierte mir auch.

War es Ihnen über die Befehle hinaus erlaubt, miteinander zu reden?

Eigentlich war das streng untersagt. Die Leiter von Robben Island verboten uns,



«Er sprach mit dem Garten»: Freiheitsheld Mandela, 1990.

über private oder politische Dinge zu sprechen. Wir sollten nur unsere Arbeit machen und nicht mehr Kontakt als nötig zu den Häftlingen haben. Jeder von ihnen trug auf dem Hemd eine Nummer, Mandela hatte die 46 664, und wie Nummern, nicht wie Menschen, sollten wir sie auch behandeln. Aber Mandela versuchte trotzdem immer wieder, mit mir ins Gespräch zu kommen. Er war schon immer ein guter und einfühlsamer Redner. Es war schwer, ihm nicht zuzuhören. Doch erst ein knappes Jahr zuvor war einer meiner besten Freunde im Gefecht mit schwarzen Anhängern des African National Congress getötet worden. Ich war deshalb hin und her gerissen und schwor mir, Distanz zu ihm zu wahren. Bis sich unser Verhältnis eines Tages dann doch änderte.

Wodurch?

Bei einem ihrer seltenen Besuche kam Mandelas Ehefrau Winnie mit ihrem gerade geborenen Enkel auf die Insel und bat mich, sie mit dem Baby zu Mandela zu lassen. Das war streng verboten. Hätte ich zugestimmt, hätte Winnie diese Geschichte sicher herumerzählt und ich hätte meinen Job verloren. Als sie aber dabei war, schon wieder zu gehen, und nur noch ein paar Formulare ausfüllte, gab sie mir den Kleinen. Es war das erste Mal, dass ich ein schwarzes Kind im Arm hatte, und ich nutzte den Augenblick, um zu Mandela zu gehen. Als er seinen Enkel das erste Mal hielt, hat er bitterlich geweint.

Haben Sie ihn ab diesem Moment mit anderen Augen gesehen?

Ja, so kann man das sagen. Ich entwickelte mehr Verständnis für ihn und seine Situation. Unser Verhältnis wurde besser. Wenn niemand dabei war, redeten wir immer häufiger auch über persönliche Dinge.

Worüber genau?

Er war sehr daran interessiert, wo ich herkam, wie es meiner Familie ging und welche Träume ich im Leben hatte. Besonders das Letzte war ihm immer wichtig. Er sagte, man müsse sich hohe Ziele setzen und hart dafür arbeiten. Bildung war sein grosses Thema.

Er selbst, der zum Volk der Xhosa gehörte, soll im Gefängnis sogar Afrikaans, damals noch überwiegend die Muttersprache der Weissen, gelernt haben.

Er war ständig am Studieren. Mich nannte er dabei manchmal seinen «Professor» oder «Studienbeauftragten», weil ich ihm dabei half, sich an der Fernuniversität anzumelden, und ihn später auch bei seinen Prüfungen beaufsichtigen musste. Eine Zeitlang durfte ich nur noch Afrikaans mit ihm sprechen, damit er das Verständnis der Sprache besser lernen konnte. Er war sehr diszipliniert mit sich selbst.

Christo Brand

Brand wurde 1960 in Johannesburg geboren. Als Sohn eines weissen Farmers wuchs er in einer Landarbeitergemeinde auf, die vorwiegend Afrikaans sprach, das System der Apartheid unterstützte und kaum mit der schwarzen Bevölkerung in Berührung kam. Als sein Vater 1972 erkrankte, zog Brands Familie in die Nähe von Kapstadt, wo er sich und seine Eltern zeitweise als Mechaniker über Wasser hielt.

Um den Militärdienst zu umgehen und nicht am Kampf gegen aufkommende Befreiungsbewegungen teilzunehmen, bewarb sich Brand 1978 für den Dienst als Gefängniswärter auf Robben Island. Hier begegnete er das erste Mal Nelson Mandela, den er bis zu dessen Freilassung im Jahr 1990 als Aufseher fast täglich begleitete.

In einer seiner Autobiografien bezeichnete Südafrikas ehemaliger Präsident, der 1993 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden war, ihn einmal als den «einzigen Freund», den er zeitweise gehabt habe. Brand arbeitet heute als Touristenführer auf Robben Island. Er lebt mit seiner Familie noch immer in Parow, Kapstadt.

Wie war sein Verhältnis zu den anderen Insassen?

Mandela genoss hohen Respekt, und er war ein guter Netzwerker. Er rief die anderen stets dazu auf, sich nicht unterzuordnen und auch im Gefängnis standhaft zu bleiben. «Wenn ihr euch einmal demütigen lasst, werden sie euch immer demütigen.» Dieser Satz von ihm ist mir in Erinnerung geblieben, weil er damit natürlich gleichzeitig auch den Kampf der Schwarzen ausserhalb der Gefängnismauern beschrieb.

«Den Versöhnungsgedanken hat er schon in sich getragen, als er eingekerkert im Gefängnis sass.»

Er soll auch seine Mithäftlinge zum Studieren angehalten haben.

Mandela versuchte die Anstalt in gewisser Weise zu einer Art Universität zu machen. Ihm war daran gelegen, dass Häftlinge, die als ungebildete Männer auf die Insel kamen, das Gefängnis zumindest als gebildete Männer wieder verliessen. Er sagte immer, Bildung sei das Einzige, was einem nie weggenommen werden könne. Eines Tages schmuggelte er sogar einmal Schokolade mit einem Brief an meine Frau aus dem Ge-

fängnis, in welchem er darauf beharrte, sie möge dafür Sorge tragen, dass ich mich immer weiterbilde und vielleicht sogar ein Studium anfangen. Ich war natürlich ziemlich überrascht, als ich davon erfuhr. Aber für ihn war es ganz selbstverständlich, dass er sich über so etwas Gedanken machte.

Hat er mit Ihnen über die Apartheid gesprochen?

Ja, aber es ging dabei weniger um das damalige System oder seinen Kampf dagegen. Wir sprachen eher über die Geschichte des Landes und darüber, welche Rolle die Schwarzen und Weissen darin einnahmen. Ich kam dadurch mit der Zeit ins Grübeln und begann, die Dinge zu hinterfragen.

Sie meinen die Rassentrennung?

Ich bin mit dieser Trennung aufgewachsen. In meinem ganzen Umfeld wurde sie bis dahin als normal und richtig angesehen. Mandela brachte diese Vorstellung ins Wanken, aber nicht, indem er auf Konfrontation ging, sondern indem er das sagte, was er auch Jahre später als Präsident immer wieder sagen sollte. Nämlich, dass er auch um die Angst der Weissen wisse, von einer schwarzen Mehrheit unterdrückt zu werden, und dass die Verantwortung auf beiden Seiten liege. Heute muss man sagen, dass dies für die damalige Zeit und aus seiner persönlichen Situation heraus ein unglaubliches Zugeständnis war. Vielleicht war es das, was die Leute irgendwann die Mandela-Magie nannten. Später haben ihm seine politischen Gegner zwar manchmal vorgeworfen, jetzt wo er frei und wohlhabend sei, sei es leicht, von Versöhnung zu sprechen. Tatsächlich hat er genau diesen Versöhnungsgedanken aber schon in sich getragen, als er ganz unten war und eingekerkert im Gefängnis sass.

Haben Sie irgendwann geglaubt, dass er zu Unrecht dort inhaftiert war?

Es war für einen einfachen Mann wie mich schwierig, das Recht zu beurteilen. Ich habe mir das nicht angemast. Aber ich wurde über die Jahre durch den ständigen Kontakt zu seinem engsten Vertrauten und dadurch auch zu seinem Freund. Und als Freund tat er mir leid, und ich hatte Verständnis für ihn.

Ging Ihre Sympathie so weit, dass Sie die Gefängnisregeln für Mandela gebrochen haben?

Auf Robben Island war das nicht so einfach. Die Haftbedingungen waren darauf ausgelegt, dass die Inhaftierten isoliert und vergessen werden sollten. Deshalb wurde ein Grossteil der Briefe, die Mandela an seine Familie und an politische Verbündete schrieb, nicht nur zensiert, sondern in den meisten Fällen auch abgefangen und verbrannt. Wenn ich den Kontrolldienst hatte, habe ich versucht, dafür zu sorgen, dass wenigstens die Nachrichten an seine Familie durchkamen. Manchmal habe ich gegen die

Regeln auch Bücher oder Kuchen für ihn geschmuggelt. Als ich 1982 dann praktisch mit Mandela ins Pollsmoor-Gefängnis in Kapstadt abkommandiert wurde, änderten sich die Bedingungen.

In Pollsmoor soll Mandela komplett überwacht und auch seine Zelle verwandt worden sein.

Das ist richtig. Ich wusste zunächst nichts davon, habe aber zum Glück schnell und rechtzeitig festgestellt, dass er abgehört wurde. Einmal schickten mich die Anstaltsleiter mit einem Formular zu ihm, das er aber nicht ausfüllen wollte. Als ich von seiner Zelle zurückkam, wussten die Leiter schon Bescheid. Da war mir klar, was vor sich ging.

Wie haben Sie sich von da an verständigt?

Nur noch im Gefängnishof und im Garten, weil es dort in Pollsmoor sicher keine Wanzen gab. Es kam aber auch vor, dass wir Wärter selbst welche mit uns trugen, weil wir auf diese Weise die Gefangenen ausspionieren sollten. Ich weiss noch, wie Mandela mich im Speiseraum einmal auf einen Kaffee einlud und gerade anfangen wollte, ganz normal mit mir zu sprechen. Ich habe da nur versteckt auf meine Jacke gezeigt und gesagt: «Nein, heute lieber keinen Kaffee.»

In den Achtzigern wurde Mandela mehrfach die Freilassung angeboten, sofern der

ANC auf den bewaffneten Kampf verzichte. Mandela selbst lehnte aber immer wieder ab. Wie schwer ist ihm diese Entscheidung gefallen?

Ich habe damals nicht in ihn hineinschauen können, aber ich hatte den Eindruck, dass diese Entscheidung für ihn ausser Frage stand. Er war bereit, zum Märtyrer für seine Sache zu werden.

Sie haben insgesamt 22 Jahre miteinander verbracht. Gibt es etwas, was Sie im Nachhinein bereuen?

Ich bereue vor allem, dass Mandela nicht viel früher freigekommen ist, aber daran konnte ich selbst natürlich wenig ändern. Die Ver-

«Mandela versuchte die Anstalt in gewisser Weise zu einer Art Universität zu machen.»

söhnung und Einigung unseres Landes hätte noch eher geschehen können. Menschen sind in dieser Zeit umsonst gestorben und inhaftiert worden.

Wie hielten Sie nach seiner Freilassung 1990 den Kontakt?

Er hielt vor allem den Kontakt zu mir. Durch die Zeit im Gefängnis war ich zu so etwas wie seinem engsten Vertrauten geworden. Und auch als er dann wieder sein eigenes Leben

hatte, brach der Kontakt nicht ab. Jahre nach seiner Entlassung bekam mein Sohn sogar ein Stipendium der von ihm gegründeten Bildungsstiftung. Eigentlich sollte mein Sohn Ingenieurwesen studieren, aber er hatte sich in den Kopf gesetzt, unbedingt Tiefseetaucher zu werden. Mandela rief mich an und sagte, ich hätte die Träume meines Sohnes gefälligst zu respektieren.

Nelson Mandela wurde in Südafrika, aber auch darüber hinaus zu einer Ikone des Freiheitskampfes. Sein Name ist heute auch ein Inbegriff für Vergebung. Haben Sie nachvollziehen können, dass er die 27 Jahre, die er im Gefängnis verbringen musste, der Aussöhnung der südafrikanischen Völker unterordnete?

Verzeihen zu können, ist eine Gabe. Und Mandela hatte diese Gabe und die Kraft dafür. Ich glaube, er wollte nie der Messias sein, zu dem er später gemacht wurde. Aber vielleicht war es gerade die Tatsache, dass er für uns alle gelitten hat, die ihn zu dem grossen Befreier machte. Indem er sein eigenes Schicksal hintanstellte, ist es ihm gelungen, eine unblutige Revolution zu schaffen und die Würde eines jeden Südafrikaners wiederherzustellen. Nicht nur die der Schwarzen, genauso auch die von uns Weissen, die zu Unterdrückern geworden waren. Wir alle stehen in seiner Schuld. ○

Redefreiheit für die Schweiz.

Smart your phone. Unlimitiert surfen mit High Speed Internet, unlimitierte Anrufe und SMS/MMS – sogar ins Ausland. Hol dir dein All-in Smartphone-Abo für die Welt.



Sunrise NOW
Das Smartphone-Abo.



Samsung Galaxy S4

1.-
CHF
statt CHF 798.-



Bei Neuabschluss mit Sunrise NOW max (CHF 129.-/Mt.) für 24 Monate. Exkl. SIM-Karte für CHF 40.-. Änderungen vorbehalten und nur solange Vorrat. Infos auf sunrise.ch/now

Alles für deinen Tag. **Sunrise**

Schmelzende Argumente

Erst wurde der Eisbär zur Ikone des Klimawandels hochstilisiert. Dann hiess es, wenn sich die Erde weiter erwärme, werde er bald aussterben. Die Warnungen beruhen auf zweifelhaften Hochrechnungen. Fakt ist: So viele Eisbären wie heute gab es seit Jahrzehnten nicht mehr. *Von Alex Reichmuth*

Hilflos treibt er auf seiner Eisscholle dahin, und bald wird der Boden unter seinen Füssen wegschmelzen. Dieses Bild eines dem Untergang geweihten Eisbären steht für die angeblichen Gefahren der Erderwärmung. Umweltschützer werben damit für mehr Klimaschutz. Wenn das Meereis in der Arktis verschwinde, so heisst es, verliere der Eisbär seinen Lebensraum und sterbe aus.

Wie steht es wirklich um den Bären der Polarregion? Noch in den 1950er und 1960er Jahren war der *Ursus maritimus* tatsächlich vom Aussterben bedroht. Die Jagd auf ihn und seine Beutetiere machte ihm beinahe den Garaus. Vermutlich gab es damals nur noch 5000 bis 10 000 Exemplare. Doch in den Jahrzehnten danach erholten sich die Bestände: 1973 hatten die Anrainerstaaten der Arktis beschlossen, die Jagd auf den Eisbären und seine Beutetiere weitgehend zu verbieten. Darum leben heute gemäss Schätzungen von Wissenschaftlern wieder zwischen 20 000 und 25 000 Eisbären in der Polarregion.

Eine Erfolgsgeschichte. Trotzdem häufen sich seit einigen Jahren die Warnungen, wonach die Zahl der Eisbären wieder abnehme. 2006 setzte die International Union for Conservation of Nature (IUCN), einer der grössten Umweltschutzverbände weltweit, die Spezies auf die rote Liste der bedrohten Arten. Man müsse befürchten, hiess es bei der IUCN, dass es in 45 Jahren über dreissig Prozent weniger Eisbären gebe. Gleich sehen es die Umweltbehörden der USA, die das weisse Raubtier seit 2008 ebenfalls als bedrohte Spezies bezeichnen.

«Blutige Fingerabdrücke»

Als Ursache für die Bedrohung des Eisbären wird der Rückgang des polaren Meereises im Sommer angeführt. Wegen steigender Temperaturen vergrösserten sich in den letzten Jahrzehnten die eisfreien Zonen im arktischen Meer. Der Eisbär benutzt aber die zugefrorenen Flächen, um dort Robben zu jagen. Schmilzt im Sommer das Meereis weg, muss er sich vorübergehend aufs Festland zurückziehen. Dort jedoch, so befürchten viele Forscher und Umweltschützer, finde der Eisbär zu wenig Nahrung und könne darum nicht genug Fett anlegen für den nächsten arktischen Winter.

Die Warnungen sind schrill: Verschwinde das polare Meereis im Sommer ganz, habe der Eisbär kaum eine Überlebenschance, heisst es.

Schon in fünfzig bis hundert Jahren könne es so weit sein. Angeblich soll es schon erste Fälle von «Kannibalismus» geben: Eisbären fressen andere Eisbären, getrieben vom Hunger. Umweltschützer sprechen von «blutigen Fingerabdrücken des Klimawandels».

Vermutungen und Beobachtungen

Auffallend ist, dass die IUCN eine Art Monopolstellung hat, was den Eisbären angeht: Wenn man wissen will, wie es um die Bestände steht, landet man fast immer bei Informationen, die von dieser globalen Nichtregierungsorganisation verantwortet sind. Der IUCN sind neben 89 staatlichen Stellen auch 875 Umweltschutzgruppen und NGOs aus der ganzen Welt angeschlossen. Aus der Schweiz sind unter anderem Pro Natura und die Schweizer Sektion des WWF dabei.

Die Ureinwohner – vor allem Inuit – berichten seit Jahren über boomende Bestände.

Das Ausbreitungsgebiet des Eisbären, der nur in nördlichen Polarregionen vorkommt, ist in neunzehn Unterregionen aufgeteilt. Die IUCN berichtete 2009, wie es um die Bestände in diesen Teilgebieten angeblich steht. In acht der neunzehn Gebiete soll die Zahl der Eisbären rückläufig sein, in drei stabil und nur in einem zunehmend. Für die restlichen sieben Unterregionen fehlen laut der IUCN die Daten für eine Einschätzung.

Grosse Zweifel sind angebracht, ob es wirklich so schlimm um den Eisbären steht. Einerseits ist die Grösse einer Eisbärenpopulation nicht leicht zu erfassen. Lange gab es nur grobe Schätzungen aufgrund von Beobachtungen von Jägern und Ureinwohnern. Die ältesten Erhebungen, die als wissenschaftlich fundiert gelten, datieren gemäss der IUCN von 1979. Gegenwärtig sind die Daten zu den Eisbärenbeständen in den allermeisten Teilregionen aber noch immer spärlich und mit grossen Unsicherheiten behaftet.

«Auch heute wissen wir wenig bis gar nichts über Eisbären in der Hälfte ihres Ausbreitungsgebietes», schreibt die IUCN auf Anfrage der *Weltwoche*. Unter den acht Teilregionen, in denen der Eisbärenbestand abnehmen soll, gibt es darum nur eine einzige, bei der die IUCN dies mit Zahlen belegen kann: die Westküste der kanadischen Hudson Bay (Western

Hudson Bay). Bei den anderen der acht Teilregionen beruhen die Warnungen vor einem Rückgang der Bestände nur auf Vermutungen und Modellrechnungen von Computern. Solche Modellrechnungen werden etwa aufgrund der beobachteten Verhältnisse von jungen zu erwachsenen Tieren vorgenommen.

Den Modellrechnungen stehen jedoch konkrete Beobachtungen von Ureinwohnern entgegen, vorwiegend Inuit. Sie berichten seit Jahren über boomende Bestände. Es habe noch nie so viele Eisbären gegeben. Von einem Rückgang könne nicht die Rede sein. Dazu passt ein Erlebnis, das der britische Umweltpublizist Matt Ridley schildert: 1978 habe er mit Freunden sechs Wochen in einer Hütte in Spitzbergen campiert, unbehelligt von Eisbären. Als er sich vor kurzem aber dafür interessierte, nochmals in die Hütte zu gehen, erhielt er aus Spitzbergen eine Absage: Es gebe in dieser Gegend so viele Eisbären, dass es zu gefährlich sei, sich dort aufzuhalten.

Selbst in der Teilregion Western Hudson Bay, von der am meisten Zahlen vorliegen, ist der Rückgang des Eisbärenbestandes umstritten. 2004 zählten kanadische Forscher rund 900 Eisbären in dieser Region, was einen Rückgang um 22 Prozent seit 1984 bedeutet. Für 2011 sagten sie eine weitere Abnahme auf rund 600 Eisbären voraus. Doch 2012 kamen andere Forscher zum Schluss, dass es vermutlich wieder über 1000 Eisbären gebe – dies in einer Studie im Auftrag der Regierung der kanadischen Provinz Nunavut. «Die Population ist nicht in der Krise, wie die Leute glauben», kommentierte Drikus Gissing, Direktor der Naturschutzbehörde von Nunavut.

Rückgang wegen Überpopulation

Selbst wenn die Bestände in einigen Teilregionen tatsächlich abnehmen sollten, muss daran nicht der Rückgang des Meereises schuld sein. Denn einerseits setzt die (illegale) Jagd den Eisbären zu. Andererseits gibt es an manchen Orten so viele Eisbären, dass die natürliche Tragfähigkeit überschritten ist. Die Nahrung wird knapp, und der Eisbärenbestand dezimiert sich wieder. Das ist vermutlich im Gebiet der Davisstrasse der Fall, also der Meerenge zwischen Grönland und der kanadischen Baffininsel.

Die Davisstrasse ist eines der acht Gebiete, wo die IUCN abnehmende Bestände befürchtet. Das Gebiet reicht bis zur Neufundlandinsel, zum südlichsten Ort der Welt, wo Eis-



«Die Population ist nicht in der Krise, wie die Leute glauben»: Eisbär auf Spitzbergen.

bären vorkommen. Hier würde man am ehesten erwarten, dass wegschmelzendes Eis den weissen Raubtieren zusetzt.

Seit die Jagd auf den Eisbären vor einigen Jahrzehnten verboten wurde, haben die Bestände aber massiv zugenommen. 2009 schätzten Forscher, dass es im Gebiet der Davisstrasse 2100 Eisbären gebe – eine Rekordzahl. «Hier gibt es nicht einfach einige Eisbären mehr», sagte Mitchell Taylor, einer der beteiligten Forscher, «hier gibt es höllisch viel mehr Eisbären.» Eine Studie vom letzten April bestätigte zwar die Einschätzung der IUCN, dass es in Zukunft in der Davisstrasse wohl wieder weniger Eisbären gibt. Das sei aber möglicherweise auf die Überpopulation zurückzuführen, die nun den Fortpflanzungserfolg mindere, heisst es in der Studie.

«Adoptiere einen Eisbären»

Es ist mehr als fraglich, ob die Eisbären tatsächlich verschwinden, falls das Polarmeer bis in einigen Jahrzehnten im Sommer eisfrei sein sollte. Immerhin existiert die Tierart seit über 100 000 Jahren und hat manche Warmzeit überlebt. Möglicherweise können sich die Eisbären von Beutetieren an Land ernähren, wenn die Jagd auf Robben auf dem Eis nicht

«Unsere Kenntnisse über die direkten Zusammenhänge [...] sind extrem beschränkt.»

mehr möglich ist. Davon ist zum Beispiel Susan Crockford überzeugt, Evolutionsbiologin an der kanadischen University of Victoria. Andere Forscher sagen, die Arktis erwärme sich viel zu schnell, als dass sich die Eisbären anpassen könnten. So genau weiss das aber niemand. Der WWF schreibt: «Unsere Kenntnisse über die direkten Zusammenhänge zwischen dem Verlust der aktuell [von Eisbären] bevorzugten Lebensräume und Veränderungen in den Populationen sind extrem beschränkt.»

Beim Streit über die Zukunft des Eisbären spielen sicher auch Eigeninteressen eine Rolle. Inuit und andere Bewohner nördlicher Regionen könnten die Bestände überschätzen, um zu erreichen, dass die heute strengen Jagdbestimmungen gelockert werden. Lizenzen zum Abschuss von Eisbären lassen sich nämlich teuer verkaufen. Umgekehrt sind alarmierende Zahlen, was den Eisbären angeht, ganz im Sinne von Umweltschützern und NGOs. Sie haben alles Interesse daran, dass der Eisbär als Ikone des Klimawandels erhalten bleibt. Denn damit lässt sich für Klimaschutz werben – und viel Geld verdienen: Der WWF etwa bettelt mit der Aktion «Adoptiere einen Eisbären» um Spenden. Wer bezahlt, bekommt ein Zertifikat, einen Ansteckknopf und einen «knuddeligen» Eisbären aus Plüsch. ○

Charme der Unvernunft

Niemand bestreitet, dass die Aufklärung die Menschheit nicht vor den Verführungen des magischen Denkens befreien konnte. Interessant aber ist, wie sehr sich die Irrationalität auch in den angeblich rationalsten Milieus verbreitet. *Von Rolf Degen*

Vor einiger Zeit sorgte die Nachricht für Belustigung, dass die Mitarbeiter einer Fluglinie am Flughafen von Kathmandu zwei Ziegen geopfert hatten, um einer von technischen Mängeln geplagten Boeing 757 göttlichen Beistand zuzusichern. Wir lächeln über Naturvölker, die böse Geister mit Amuletten vertreiben, finden es aber vernünftig, auf Verdacht einen Regenschirm mitzunehmen, denn «sonst regnet es ja erst recht». Selbst Menschen, die den Aberglauben vordergründig ablehnen, haben unterschwellig die Neigung, Unheil mit magischem Schutzzauber abzuwenden.

Der Abschluss einer Versicherung dient auf den ersten Blick nur dem rationalen Zweck, im Schadensfall den Verlust ersetzt zu bekommen. Aber wie die Psychologin Orit Tykocinski vom Forschungszentrum Herzliya in Israel in einer Serie von Versuchen herausfand, weckt der Besitz einer Police die Illusion, nun gegen das Unheil gefeit zu sein. Den ersten Beweis lieferte eine Studie mit Zugreisenden, die befragt wurden, mit welcher Wahrscheinlichkeit sie in den nächsten fünf Jahren verschiedene Krankheiten bekommen würden. Bei der Hälfte der Probanden wurden zuvor Angaben über ihre Krankenversicherung eingeholt. Zwar genossen alle Befragten einen Versicherungsschutz, aber diejenigen, die an ihre Police erinnert worden waren, erschien das Erkrankungsrisiko plötzlich deutlich geringer. Sie fanden seltsamerweise sogar, dass sie vergleichbar immun gegen nichtmedizinische Bedrohungen wie etwa Kriege sind.

Wechsle nie die Warteschlange!

Im nächsten Experiment bedachte Tykocinski ihre 120 Teilnehmer mit einem Wetteinsatz von je zwanzig Schekel. Die Aufgabe bestand darin, blind farbige Kugeln aus einer Urne zu ziehen, die viele weiße und einige wenige blaue Exemplare enthielt. Bei Weiss durften die Spieler ihren Einsatz behalten, die Ziehung von einer blauen Kugel führte zum Totalverlust. Ein Teil wurde jedoch zuvor angewiesen, eine kostenpflichtige Versicherung abzuschließen; der Obolus gab ihnen die Gewähr, ihr Spielgeld auch bei einem Missgriff behalten zu dürfen. Fazit: Diejenigen, die einen Schutzbrief besaßen, waren sich auf einen Schlag viel sicherer, eine weiße Kugel zu ziehen.

Eine ähnliche Form des magischen Denkens zeigte sich, als die Psychologin ihre Probanden bat, sich vorzustellen, dass sie eine Flugreise

unternehmen. Die einen erwarben zuvor noch eine Reiseversicherung, bei den anderen schlug dieses Vorhaben aus Zeitmangel fehl. Die Reisenden mit der Police in der Tasche fanden, dass die Gefahr von Diebstahl, Krankheiten oder Unfällen gebannt sei, während die Unversicherten fürchteten, dass nun «erst recht» etwas schiefegehe. Insgeheim würden wir offenbar immer noch dem Aberglauben anhängen, das Schicksal nicht herausfordern zu dürfen, weil sonst die Rache der Götter drohe, meint Tykocinski. In einer Studie weigerten sich die Probanden zum Beispiel, ein einmal gekauftes Lotterielos gegen ein anderes einzutauschen, auch gegen einen Bonus. Wir haben «im Hinterkopf», dass uns ein unangenehmes Ergebnis besonders stark schmerzen wird, wenn wir versuchen, den Lauf der Dinge zu beeinflussen. Wechsle nicht die Warteschlange, auch wenn die andere kürzer erscheint!

In der letzten Studie erkundigte sich die Psychologin bei 147 Israelis, die zum Teil eine Gasmaske erhalten hatten, nach dem Risiko eines Luftangriffes. Wie zu erwarten, schätzten die Besitzer dieser Schutzvorrichtung ihre persönliche Bedrohung geringer ein. Das ist nach Ansicht der Psychologin umso bemerkenswerter, als die Israelis sich am meisten vor einem nuklearen Angriff des Iran fürchteten – bei dem eine Gasmaske ohnehin keinen Nutzen bringen würde.

Menschen, die über eine Versicherung oder einen Schutz wie einen Feuerlöscher verfügen, wiegen sich nicht nur in der Sicherheit, bei einem Brand Ersatz zu erhalten oder geschützt zu werden, sie bilden sich sogar ein, dass der

Lieber nehmen wir auf Verdacht einen Regenschirm mit, denn «sonst regnet es ja erst recht».

Brand dadurch unwahrscheinlicher wird. Diese Illusion von Unverwundbarkeit berge die Gefahr, dass die Betroffenen weniger Vorkehrungen gegen ein Desaster treffen, warnt die Psychologin. Als der US-amerikanische Psychologe Alan D. Castel Universitätsangehörige über den Standort des nächsten Feuerlöschers befragte, wussten zwar alle, dass einer existierte, aber nur 24 Prozent, wo er sich befand.

Die Idee der modernen Versicherung entstand im Zeitalter der Entdeckungen, als Schiffe zu unsicheren Missionen aufbrachen.



Notorisch anfällig für magische Fehleinschätzungen.

Vermutlich nahm die Police den Beteiligten schon damals die Angst vor dem Tod im feuchten Grab. Vorher betete man für die Seeleute, aber eine gehörige Portion Beschwörung ist auch heute noch im Spiel. Allerdings glaubte eine Minderheit damals, dass die Versicherten nur «eingelullt» würden, weil Versicherungsverträge sich gegen Gottes Ratschluss stellten und seine Rache herausforderten. Sie fürchteten wohl, dass die Idee der Versicherung auf eine Wette mit dem Schicksal hinauslaufen würde – etwas, was der liebe Gott als Einmischung in seine Geschäfte verstehen würde.

Nach Ansicht von Ökonomen und Konsumentenschützern lassen übrigens viele Kunden bei der Entscheidung für eine Versicherung auch noch eine andere Form der Irrationalität walten: Es gilt als vernünftig, eine hohe Selbstbeteiligung zu wählen und keine Risiken zu versichern, die man im Schadensfall ohne Probleme übersteht. Doch wie der amerikanische Risikoforscher Mark Browne anhand von Versicherungsakten feststellte, versichern zu viele Personen Bagatellrisiken wie Fahrraddiebstahl, während das gravierende Risiko – wie das einer Flut – zu oft unversichert bleibt. Ein weiterer Beweis dafür, dass unser Verhältnis zur Versicherungspolice nicht alleine auf nüchternen Kalkulation basiert.



Illustration von Kornel Stadler.

In dem Film «Fearless – Jenseits der Angst» aus dem Jahr 1993 spielt Jeff Bridges einen Architekten, der als einer von wenigen unverletzt einen Flugzeugabsturz überlebt. Als Folge des Beinahetodes erlangt er ein trügerisches Gefühl der Unsterblichkeit, das ihn zu tollkühnen Eskapaden treibt. Die Botschaft des Filmes wurde in den letzten Jahren durch die Psychologie bestätigt: Menschen, die knapp an einem Zwischenfall vorbeischrannen, werden nicht etwa für die Gefahr sensibilisiert. Sie verkennen das Menetekel vielmehr als Zeichen, dass ihnen diese Gefahr nichts mehr anhaben kann.

Das Schicksal der Raumfähre «Columbia»

Wie fatal das enden kann, beweist das Geschick der Raumfähre «Columbia», die am 1. Februar 2003 über Texas auseinanderbrach, wobei alle sieben Besatzungsmitglieder ums Leben kamen. Ursache des Debakels war ein Loch im Hitzeschild, welches durch ein beim Start abgerissenes Schaumstoffteil verursacht worden war. Wie eine Kommission um den Organisationsforscher Edward Rogers von der Nasa später ermittelte, hatte es sich dabei keineswegs um einen Einzelfall gehandelt: Bei fast allen Shuttlestarts zuvor hatten sich Schaumstoffteile abgelöst und Dellen an der Fähre gebildet. Am Anfang gaben sich die Ingenieure noch be-

sorgt, aber nach einigen gut verlaufenen Missionen griff die «Near-Miss-Illusion»: Wir werden das Raumschiff schon schaukeln!

In der Folge führte Rogers zusammen mit Psychologen Simulationen durch, in denen erst Studenten, dann gestandene Nasa-Funktionäre imaginäre Raumfahrtmissionen bewerten sollten. Einige verliefen erfolgreich, bei manchen ereigneten sich Beinahedesaster, in anderen Fällen trat eine Katastrophe ein. Bestürzenderweise hielten sowohl die Laien als auch die Profis jene Manager, die Schwein gehabt hatten, für genauso kompetent wie die Leiter der nicht überschatteten Missionen. Beinahepech wurde zum Erfolg gemünzt. Noch schlimmer: Selbst die Fachleute bekundeten, dass sie nach einem Beinahez Zwischenfall mit der einmal eingeschlagenen Risikostrategie fortfahren wollten.

In anderen Versuchen wurde Studenten und erfahrenen Ökonomen die Aufgabe gestellt, sich den Kauf einer Immobilie in einer vom Hurrikan gefährdeten Region vorzustellen. Ein Teil der Probanden erhielt die Zusatzinformation, dass es an jenem Ort erst kurz zuvor beinahe «gekracht» habe. Ermittelt wurde die Bereitschaft, sich eine Versicherung gegen Naturkatastrophen anzuschaffen und sich nach einer Wetterwarnung evakuieren zu las-

sen. Nach dem Motto «Der Blitz schlägt nicht zweimal in der gleichen Gegend ein» schlugen die Eigner der bereits gebrandmarkten Immobilie alle Warnungen in den Wirbelwind.

Ein ähnliches Verhalten zeigten Krankenhausärzte, die 2011 in einer amerikanischen Studie darüber Auskunft gaben, wie sie mit eigenen Kunstfehlern und Ausrutschern, die gerade noch folgenlos blieben, umgehen würden. Während 90 Prozent die Bereitschaft äusserten, persönliche Missgriffe zuzugeben, wollten 41 Prozent etwaige Beinahez Zwischenfälle für sich behalten, weil sie darin keine Verfehlung erkennen konnten. Aus solchen und anderen Ergebnissen schliesst Rogers, dass Beinahez Zwischenfälle in allen Industriezweigen weitgehend unbeachtet bleiben. Die Verursacher werten ihr Handeln nicht als Versagen, und unter dem Einfluss des magischen Denkens stellen sie die Gefahr als Bagatelle hin.

Glücksspieler sind besonders anfällig

Die Wirtschaftswissenschaftlerin Catherine H. Tinsley von der Georgetown University in Washington äussert sogar den Verdacht, dass die Near-Miss-Illusion der Korruption und kriminellen Verhalten Auftrieb gibt. Solche sozial unerwünschten Verhaltensweisen bergen per Definition ein Risiko, nämlich die Gefahr, erwischt und bestraft zu werden. Wenn die Missetäter jedoch erst ein paarmal die Erfahrung machen, gerade noch ungeschoren davonzukommen, halten sie sich plötzlich für unangreifbar und gewinnen den Eindruck, per Zauberkräft über dem Gesetz zu stehen.

Beinahez Zwischenfälle können übrigens auch umgekehrte Vorzeichen tragen, und auch dieser Ausgang leistet Illusionen Vorschub. Das passiert immer dann, wenn Menschen haarscharf an einem Gewinn vorbeischlittern. Wenn man auf ein Pferd setzt, das als Zweiter ins Ziel schießt, oder wenn ein Spielautomat zwei von drei gleichen Symbolen anzeigt. «Spieler bewerten solche Ergebnisse eben nicht als Verlust, sondern als Beinahegewinn», erklärt der Neurobiologe David J. Linden von der Johns Hopkins University, School of Medicine. Als Folge davon bleiben sie besonders hartnäckig am einarmigen Banditen kleben. Glücksspieler sind notorisch anfällig für magische Fehleinschätzungen; daher setzen sie zum Beispiel beim Lotto nicht gerne auf Zahlen, die bereits bei den vorherigen Ziehungen Treffer waren – obwohl deren Gewinnmöglichkeit gleich bleibt.

Ausführliche Versuchsreihen haben sogar ergeben, dass es eine optimale Rate von Beinahegewinnen gibt, die auf den Spieler besonders suchterzeugend wirkt: dreissig Prozent. «Die Hersteller von Spielautomaten sind sich dieses Effekts bewusst, und einige haben ihre Geräte so programmiert, dass sie genau diese Quote an Fasttreffern ausspucken.» ○



«Irre, die mit ihren Wahnideen die Polizei auf Trab halten, gibt's wie Sand am Meer.»

Scharfe Thriller-Cocktails

Spannende Lektüre für lange Sommertage: Statt skandinavischer Krimis mal wieder Meisterstücke aus Südafrika, Schottland, Nordirland und den USA. *Von Wolfram Knorr*

Spannung ist die Schmiere im Literaturgewerbe – und für skandinavische Autoren wurde sie zu goldenen Eiern. Seit Henning Mankell und Stieg Larsson ist die Fixierung auf die Nordlichter derart extrem, dass darüber die Krimikultur anderer Länder fast nicht mehr wahrgenommen wird. Etwa die rabiate *hard-boiled fiction* aus Südafrika, die zum Besten im Suspense-Handwerk gehört. «Ideale» Voraussetzung ist die Kullisse mit den Ethnien, Rassenspannungen, maroden sozialen Zuständen, der Arbeitslosigkeit, den Townships und ihrem Elend, das trotz Sanierungsprogrammen kaum gemildert werden konnte. 18 000 Morde werden jährlich verübt und nur wenige aufgeklärt. Es ist dieser irre Cocktail aus Armut, Aids, Drogen und Kriminalität, der Autoren wie Roger Smith, Mike Nicol, Deon Meyer zu drastischen Storys über eine Gesellschaft animiert, deren zivilisatorische Spielregeln nur ein hauchdünner Firnis sind. Aber auch ein Schotte, Nordire und die immer soliden Amerikaner zeigen ihr Meisterkönnen.

Auf der Müllkippe der Apartheid

Nicholas Exley, ein Virtuose virtueller Realitäten, der mittels Motion-Capture-Verfahren extrem lebensechte Bilder generieren kann, lebt mit Gattin Caro und der vierjährigen Tochter Sunny in einem sicheren Anwesen mit Meeranstoss in Kapstadt. Eines Nachmittags ertrinkt die Tochter, während die Mutter mit ihrem

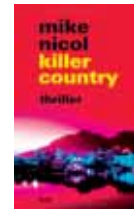


nicht. Er hasst das weisse Pack und macht sich Exley gefügig. Der gerät bald an ein anderes Saul-Opfer, eine schwarze Nackttänzerin und Mutter eines vierjährigen Mädchens, «auf der Müllkippe der Apartheid» aufgewachsen, die um ihrer Tochter willen Tik aufgegeben hat, jenes Methamphetamin, mit dem sich die Mehrheit betäubt. Mit ihr versucht sich Exley aus den sadistischen Erpressungen Sauls zu befreien. Roger Smith lebt und arbeitet in Kapstadt und ist wohl der Verbitterteste unter den Südafrika-Kollegen. Aggressiv, boshaft und rasant, setzt er filmische Perspektivenwechsel ein, verwirbelt Träume und Verzweiflung, Angst und Brutalität der Armen wie der Reichen am Fusse des Tafelbergs zu einem atemlosen Gemisch.

Roger Smith: Stiller Tod. Klett-Cotta. 380 S., Fr. 27.90

Die Rächer von Kapstadt

Mace Bishop und Pylon Buso waren während der Apartheid Waffenhändler mit zweifelhaftem Hintergrund. Um nicht aufzufallen, gründeten sie einen Security-Dienst für Schöne und Reiche, die für Safaris und Schönheits-OP ins



traumhafte Kapstadt kommen. Doch die Vergangenheit holt sie ein, Mace' Familie gerät aus den Fugen, ihr dubios verdientes Geld ist nicht greifbar, und die durchtriebene Anwältin Sheemina February ist ihnen auf den

Fersen – vor allem Mace, der sie einst folterte, als sie eine junge Aktivistin im Kampf gegen die Apartheid war. Mike Nicol, Journalist, Romancier, Lyriker und Lehrer an der Universität Kapstadt, begann mit «Payback» eine Rache-Trilogie, deren zweiter Teil «Killer Country» nun vorliegt. Wie bei Roger Smith gibt es auch bei Nicol keine Trennlinie zwischen Gut und Böse; Mace und Pylon, gemischtrassige Businesspartner, scheinen die *good guys* zu sein, während ihre Kontrahentin Sheemina, die einen Gangsterboss vertritt, die «Böse» ist. Doch so klar ist das nicht. Wie Nicol den Leser sich mit Mace identifizieren lässt, ist von hohem psychologischem Raffinement. Mace und Pylon gehören zur gehobenen Mittelschicht, wohnen feudal, fahren schicke Autos, sind unentwegt am Geld interessiert. Ahnungslos gehen sie Sheemina in die Falle, die schon in «Payback» ihre Fäden zog. Nicol entwickelt extreme Spannung, indem er den Leser glauben macht, immer einen Schritt voraus zu sein. Ähnlich Smith ist auch bei Nicol das gesellschaftliche Zusammenleben eine Fata Morgana.

Mike Nicol: Killer Country. btb. 509 S., Fr. 23.90



lebt im Luxus, schreibt Filmkritiken für ein Provinzblatt, das seine Frau Sammy herausgibt, kümmert sich ansonsten um ihren gemeinsamen zehnjährigen Jungen und müsste eigentlich nicht mal arbeiten. Der Wohlstand der Familie ist ein Traum – bis er zum Albtraum wird. Erst wird der geliebte Hund zerstückelt, dann Sammy entführt, gefoltert und getötet. Auf einmal wird Donald von seiner Vergangenheit heimgesucht, und so erfährt man, dass er aus armen, rohen schottischen Verhältnissen kommt und ein ziemlich böser Bube war, der mit anderen einen Mitschüler quälte. Eine liebe Nachbarin entpuppt sich als rasende Furie. Nivens Schocker ist eine trickreiche Variante von Jim Thompsons Klassiker «The Killer Inside Me». Die Schlusspointe dieser perfiden Sadisten-Hatz ist richtig gemein.

John Niven: Das Gebot der Rache. Heyne. 304 S., Fr. 28.50

Im Irrgarten der Gefühle

Stephen King mit seinen zentnerschweren Grusel-Epen ist kein Krimiautor und sein jüngstes Opus, ein leichtfüßiger, zuweilen an die Aquarell-Prosa Ray Bradburys gemahrender luftiger Karneval, eigentlich auch nicht auf den ersten Blick. Aber in «Joyland», diesem Wehmutsblick zurück in die Jugend, verbirgt sich gleichwohl ein zauberischer Krimi. Held ist Ich-Erzähler Devin Jones, der im Vergnügungspark Joyland anheuert, um sein Studium zu finanzieren und seine grosse Liebe zu vergessen, die ihn schnöde sitzenlässt. Er bleibt deshalb



gleich ein ganzes Jahr als Hilfskraft inmitten des kunterbunten Budenzaubers. Karussells heissen «Delirium Shaker» oder «Captain Nemo's Water-Slide». Sie locken mit Spass und Ausgelassenheit. Von der Geisterbahn «Horror House» heisst es allerdings, da spuke es. Vor einigen Jahren wurde in ihr ein Mädchen umgebracht, der Mörder nie gefunden. Es ist nicht das einzige Geheimnis, das Devin lösen will. Auch eine rätselhafte Frau mit ihrem behinderten Sohn gehört dazu. Mit Hilfe einer Kollegin macht sich Devin an den Mordfall und manövriert sich sukzessive in höchste Gefahr. Der Rummelplatz als Irrgarten der Gefühle, in dem das Grauen geschundener Seelen lauert. King erzählt das spannend und mit kauzigem Humor.

Stephen King: Joyland. Heyne. 352 S., Fr. 31.90

Lügner, Streithähne und Neider

Inzwischen gilt er zwar als legitimer Nachfolger von Raymond Chandler, aber der Meister hatte einst harsch über den jungen Ross Macdonald geurteilt. Das sei «Geistreichelei» und



schiere «Prätention», was der junge Autor da schreibe; und da ist was dran. Aber im Zeitalter rabiater *hard-boiled*-Reisser hat das Präventöse um den *private eye* Lew Archer, der von den Vierzigern bis in die siebziger Jahre eifrig ermittelte, einen

besonderen Charme entwickelt. «Der blaue Hammer» war, 1976 erschienen, der letzte Roman des 1983 gestorbenen Macdonald. Er beginnt harmlos mit einem verschwundenen Gemälde, das Lew Archer für ein reiches, zerstrittenes Ehepaar wiederfinden soll. Aus dem Diebstahl wird ein Mordfall, und aus dem eine ziemlich deprimierende Zustandsschilderung der Familie, der letzten Wärmestube in einer kalt-anonymen Gesellschaft; doch auch die zerbröselte. Macdonalds Fazit ist bitter, die Familie ein Neurosenest. Die familiären Zusammenhänge zwischen den Lügnern, Streithähnen, Neidern werden *a bisserl*/Laokoonhaft, bis man nur noch schwer durchblickt. Trotzdem: Der neuübersetzte Roman mit seinen süffigen Dialogen ist vergnüglich.

Ross Macdonald: Der blaue Hammer. Nachwort von Donna Leon. Diogenes. 417 S., Fr. 19.90

Terrorismus als Alibi

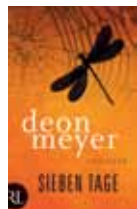
Auf den ersten Blick könnte man meinen, hier schnurre ein konventioneller Plot ab: Ein Serienkiller wird gesucht und gejagt, der es auf Schwule abgesehen hat. Irre, die mit ihren Wahnideen die Polizei auf Trab halten, gibt's wie Sand am Meer. Doch auf den «Katholischen Bullen» des nordirischen Autors Adrian McKinty trifft genau das eben nicht zu. Der Roman ist ein Ereignis. Er spielt 1981, in der Thatcher-Ära, mitten im nordirischen Konflikt zwischen der IRA und den protestantischen Pendants. Sean Duffy, ein Katholik, wird ausgerechnet nach Carrickfergus, einem protestantischen Vorort von Belfast (aus dem stammt der Autor), versetzt und soll nun, zwischen den Fronten, einen Serienkiller finden. Diese, so weiss er, nutzen den Terrorismus als Alibi, um ihre krankhaften Triebe ideologisch zu schützen. Doch die IRA mag nicht mit Schwulen (die damals das Gesetz nicht duldeten) in Verbindung gebracht werden. Wie Adrian McKinty, der heute in Melbourne lebt, die Suche nach dem Killer in den Konflikt Nordirlands verwebt, ist atemberaubend, hohe literarische Klasse. Intensiver als in jeder TV-Reportage werden hier die grauenvollen Zustände greifbar. Was später Bagdad werden sollte, war damals Belfast. Die sinnliche Kraft der Schilderung paart sich mit einem herrlichen, sarkastisch-spröden Humor. Ein grosser Wurf.



Adrian McKinty: Der katholische Bulle. Suhrkamp Nova. 384 S., Fr. 28.50

«Henning Mankell Südafrikas»

Ein unbekannter *sniper* will das Gericht von Kapstadt zwingen, den ungeklärten Mordfall an einer Firmenanwältin neu aufzurollen. Das wirkt auf den ersten Blick wie eine übliche Polizeihatz auf einen unbekanntes Heckenschützen. Bennie Griessel, der mit seinen Kollegen den Fall aufzuklären versucht, erfährt, dass der Mörder der Anwältin angeblich unter dem Schutz südafrikanischer Politiker steht. Schritt für Schritt, auch über die privaten Querelen Griessels mit seinen Kindern, legt Deon Meyer, der in seiner Heimat – nicht ganz zu Unrecht – als «Henning Mankell Südafrikas» bezeichnet wird, die sozialen Verhältnisse seines Landes mit den Seilschaften aus alten Apartheid-Zeiten bloss. Im Gegensatz zu Roger Smith steht Deon Meyer seinem Land nicht so vernichtend gegenüber.



Deon Meyer: Sieben Tage. Ruetten & Loening. 432 S., Fr. 28.90

Nichts für Zartbesaitete

Die exzentrischsten und irrsten Autoren kommen nach wie vor aus Britannien. John Niven ist zwar Schotte und vielleicht gerade deshalb der rebellischste. Mit seiner gnadenlosen Satire «Gott bewahre» wurde er zum Buhmann – vor allem in den USA. Sein dortiger Verlag kündigte ihm. Auch als Krimiautor ist er nicht einer für Zartbesaitete. Freunde, die beim Gefangenchor aus «Nabucco» in Tränen ausbrechen, sollten seinen Reisser «Das Gebot der Rache» lieber meiden. Der Plot ist ungewöhnlich und höchst durchtrieben. Donald Miller, in Kanadas Provinz mit der Tochter eines schwerreichen Immobilienhais verheiratet,

Schweben im Überschall

Er soll der neue Kampffjet der Schweizer Armee werden: der Saab JAS 39 Gripen. Die *Weltwoche* hatte Gelegenheit, den Flieger in Schweden zu testen. Ein Flug durch die Schallmauer und an den obersten Rand der Troposphäre. Von Alex Baur und Helène Lundin (Bilder)

Schleudersitz entsichern, Sauerstoffversorgung ein, Atemmaske um, ein letzter Check, und schon gibt Testpilot Jakob Högberg vollen Schub. Sanft gleiten wir über die Piste 11, schon nach wenigen Sekunden schweben wir in der Luft, und es verschwinden die Hangars und Fabrikhallen von Linköping zügig unter unseren Füßen. Das ist die erste Lektion: ein Kampffjet fliegt sich grundsätzlich wie jedes andere Flugzeug, vielleicht sogar leichter, nur geht alles um ein Vielfaches schneller.

Auf 4000 Fuss leitet Högberg eine Linkskurve ein. Es ist, als ob eine unsichtbare Riesenfaust mir in den Magen fährt und mich brachial in den Sitz drückt. Mein Körpergewicht hat sich im Bruchteil einer Sekunde verfünffacht, der G-Anzug füllt sich augenblicklich mit Druckluft. Der Anzug verhindert zwar, dass mein Blut in die Beine schießt, und erhält so die Sauerstoffzufuhr im Kopf. Doch der Druck im Bauch bleibt. Das wäre Lektion Nummer zwei gewesen: Die Kräfte, die bei einem solchen Flug auf den Organismus einwirken, sind gewaltig. Kampfpiloten sind auch heute noch Schwerarbeiter.

Es folgt gleich Lektion Nummer drei: Den Gripen in der Luft zu manövrieren, ist ein Kinderspiel. «Your control», ruft mir Högberg nach der ausgedehnten Kurve durch den Kopfhörer zu. Wir bewegen uns mittlerweile auf rund 7000 Fuss, vor uns öffnet sich die baltische See. Vorsichtig drücke ich den Steuerknüppel nach links, nach rechts, ziehe ihn leicht nach oben, drücke ihn. Der Vogel reagiert schnell und präzise auf jede Handbewegung, und mag sie noch so sanft sein.



«Your control»: Testpilot Högberg, Autor Baur.

«Eine Rolle?», frage ich Högberg nach ein paar scheuen Manövern. «Go on!», antwortet dieser grinsend. Gemächlich rotieren wir um die Längsachse. Bei der dritten Rolle fordert mich der Pilot auf, den Knüppel voll an den Anschlag zu bringen. Die Maschine dreht sich nun blitzschnell, bleibt aber sauber auf Kurs. Und weil es so schön ist, hängen wir gleich noch einen Looping an. Die Sonne dreht einen Kreis über dem Cockpit, senkrecht steigen wir in den Himmel, Blick nach links, nach rechts, wir befinden uns auf Kurs, unter unseren Köpfen taucht bald wieder das Meer auf, dann der Horizont, einfach verkehrt. Es ist, als glitten wir durch eine Traumwelt, nur die unsichtbare Faust im Magen hält uns auf der Erde zurück.

Wie eine Spielzeugkonsole

Ich habe zwar etwas Flugerfahrung, sitze aber notabene zum ersten Mal in meinem Leben in einem Kampffjet. Um solche Figuren auf einem Propellerflugzeug einigermaßen sauber hinzukriegen, habe ich stundenlang geübt. Der Gripen lässt sich bedienen, als wäre er eine Spielzeugkonsole. Und genau so funktioniert er: Der Pilot gibt seine Intentionen dem Computer per Joystick vor, und dieser erledigt den Rest.

Der Grund liegt bei der fehlenden Stabilität des Deltaflüglers, der, wie fast alle modernen Kampffjets, anstelle einer Heckflosse sogenannte Entenflügel hat, die am vorderen Teil des Rumpfs angebracht sind. Das verleiht dem Flieger zwar eine hohe Wendigkeit und eine vorzügliche Aerodynamik, doch ohne potente Bordcomputer ist er nicht zu kontrollieren. Und diese übernehmen gleich die ganze Arbeit. Selbst der erfahrenste Testpilot wäre nicht in der Lage, eine solche Maschine ohne elektronische Steuerhilfen auch nur einigermaßen in einer stabilen Fluglage zu halten.

Das ist auch nicht ihre Aufgabe. Der Gripen gehört zu jener modernen Generation von Kampffliegern, die der Gegner kaum je zu sehen bekommt. Sie sind in erster Linie Träger von Lenkwaffen, Sensoren, Radaranlagen, Peilgeräten und Störsendern. Entscheidend ist nicht die Potenz der Maschinen oder die Masse der Bomben, die sie mit sich führen. Sondern die Präzision und Effizienz, mit der diese eingesetzt werden.

Das Fliegen an sich wird damit zur schönsten Nebensache der Fliegerei. Je weniger sich der Pilot darum kümmern muss, desto mehr Zeit kann er sich den ausgeklügelten Waffensysteme-



«Grips statt Muskeln»: Kampffjet Gripen auf

men widmen, die er per Joystick bedient und auf den Bordbildschirmen überwacht. Und im Hightech-Bereich halten die Skandinavier an der Weltspitze mit, das präsentieren sie als ihren Trumpf. Der bekannte pensionierte Testpilot Stig Holström, den ich später treffe, spricht von *sophisticated simplicity*. Ein guter Flieger müsse möglichst einfach, aber raffiniert konzipiert sein. Etwas salopp formuliert, könne man es auch «Grips statt Muskeln» nennen.

Der Saab JAS 39 Gripen, so der volle Name des Kampffjets, soll der neue Kampffjet der Schweizer Armee werden. Wir sind das Modell C/D geflogen, die Schweiz will die modernere und leicht modifizierte Ausführung E/F kaufen, die sich erst in der Entwicklung befindet. Das gab



dem Testflug über dem St.-Anna-Archipel.

schon zu Kontroversen Anlass, die allerdings zu einem guten Teil – absichtlich oder auch nicht – auf einem Missverständnis beruhen. Der neue Gripen weist einige Neuerungen auf, er erhält vor allem ein grösseres Triebwerk und einen grösseren Tank. Ansonsten ändert aber nur die Elektronik, die ohnehin – auch bei anderen Jets – permanenten Neuerungen unterworfen ist.

Tatsache ist jedoch, dass auch der neue Gripen einiges leichter ist als seine Konkurrenten und entsprechend weniger Waffen und Treibstoff zuladen kann. Ob er für schweizerische Bedürfnisse ausreicht und ob dieser Nachteil durch eine besonders smarte Technologie kompensiert wird, ist eine Frage, die den Laien schlicht überfordert und bei Experten um-

stritten ist. Letztlich ist es eine Frage des Vertrauens: Will man auf einen Rüstungsgiganten setzen oder auf einen relativ kleinen, aber dafür flexiblen und unabhängigen Hersteller? Es spricht wohl für sich, dass nur Länder ohne Grossmachtallüren – Südafrika, Thailand, Ungarn, Tschechien – den Gripen gekauft haben. Und nicht zuletzt ist der einmotorige Gripen vor allem in Betrieb und Unterhalt einfach günstiger als die zweistrahligen Konkurrenten.

In der fliegerischen Performance muss sich der Gripen jedenfalls nicht verstecken. Mit zweifacher Schallgeschwindigkeit (2130 km/h) auf optimaler Flughöhe und einer Dienstgipfelhöhe von rund 16 000 Metern bewegt sich der wendige Schwede im Leistungsbereich sei-

ner Konkurrenten. Über der Baltischen See, zwischen Stockholm und der Insel Gotland, durchbrechen wir die Schallmauer – ein ziemlich unspektakulärer Vorgang, der sich lediglich auf den Bordinstrumenten nachvollziehen lässt – und steigen anschliessend auf 47 000 Fuss. Die Ruhe am obersten Rand der Troposphäre hat etwas Surreales. Wir sausen mit Überschall durch die dünne Luft, und doch scheint es, als stünden wir, weit entrückt vom Boden, plötzlich still in der Luft.

Die Rückkehr nach Linköping, über einen malerischen Archipel und dichte Wälder, ist gleichsam das Kontrastprogramm, das uns aus dem Traum zurückholt. Über einer ausgedehnten Wolkenbank testen wir gefahrlos und ohne auch nur einen Elch zu erschrecken die Wendigkeit des Gripens im Tiefstflug. Die übersichtlichen und erstaunlich einfach gestalteten Displays – der Pilot bekommt die wichtigsten Instrumentendaten direkt auf sein Helmvisier projiziert – erleichtert die Navigation auch für den Copiloten ungemein.

Nach knapp einer Stunde steuern wir die Piste 29 von Linköping auf direktem Kurs an. Zu meinem grossen Erstaunen überlässt mir Jakob Högberg den Steuerknüppel sogar im Endanflug bis zum Aufsetzen. Es war eine butterweiche Landung. Das hat, man ahnt es, weniger mit meinen fliegerischen Künsten zu tun, als, einmal mehr, mit der ausgeklügelten Bordelektronik, die mir den idealen Gleitwinkel und die präzise Geschwindigkeit aufs Display zauberte. Der 100 Millionen Franken teure Vogel ist so ausgelegt, dass selbst beim Landen (fast) nichts schiefgehen kann.

Ihre Kernkompetenz, den Einsatz der komplexen Waffen-, Aufklärungs- und Abwehrsysteme, üben Kampfpiloten heute hauptsächlich in Simulatoren. Durch die Vernetzung mehrerer Stationen lassen sich virtuelle Luftschlachten inszenieren. Und selbst in der Luft sind die Kampffjets durch sogenannte Datalinks untereinander und mit der Einsatzzentrale verbunden. Der Sensor, der ein Ziel erfasst, der Radar, der die Rakete leitet und die Plattform, von der diese schliesslich abgefeuert wird, können sich auf verschiedenen Flugzeugen befinden.

Die Computerabteilung ist längst ein zentraler Bereich bei den Saab-Flugzeugwerken in Linköping, in denen rund 5000 Menschen arbeiten. Dazu kommen Zulieferer aus aller Welt, unter ihnen übrigens auch der Schweizer Aviatik- und Rüstungskonzern Ruag, der in Linköping schon heute eine Produktionsstätte unterhält. Der Kampfpilot wird derweil zusehends zum Computeroperateur, der, allenfalls mit Joysticks bewaffnet, vor den Bildschirmen sitzt. Einige Aufgaben werden längst durch Drohnen erledigt. Doch vorläufig ist der Pilot, der im Jet durch die dritte Dimension saust, bei den meisten Einsätzen immer noch unverzichtbar. Und wer das einmal miterlebt hat, der hofft, dass das noch lange so bleiben möge. ○



Somnambule Wesen und ihre autoerotischen Verrichtungen: «Le bain au soir d'été» von Félix Vallotton, 1893.

Der Sommer-Skandal

Von Daniele Muscionico

Wie wollüstig, Voyeur zu sein, nicht? Den Kopf tief in den Spalten dieser Zeitung. Sieht der Nachbar mit? Er sieht nicht hin? Also los und weiter im Text.

Hochstängelnde Mädchenblüten. Lilien, Seerosen, Lianen. Unser Auge wandert die Körper ab, somnambule Wesen und ihre autoerotischen Verrichtungen. Ein lauer Sommerabend, Grillen zirpen, und schon fällt der erste Unterrock, und mit fällt die Scham. Und wüssten die Badenden nicht, dass wir ihnen zusehen, sie hätten an der feuchten Sache wohl nicht den halben Spass.

Félix Vallotton, Maler, Dichter, Kunstkritiker. Geboren am 28. Dezember 1865 in Lausanne als drittes Kind eines Waadtländer Drogisten und einer Berner Handwerkerstochter. Genau vor 120 Jahren lancierte er seinen ersten grossen Auftritt in Paris, er stellte sein Gemälde «Le bain au soir d'été» im avantgardistischen Salon des Indépendents vor – mit gewaltigem Getöse. Vallottons Scheinidylle, softpornografischer Sarkasmus, eitle Entlarvung, galt als Verrat am Guten, Schönen, Wahren, an Geschmack, Gefühl, Gesinnung.

Das war im März 1893, doch glaube keiner, dass es diesem Bild sechzehn Jahre später in Zürich besser erging. Im Kunsthaus Zürich fand 1909 Vallottons erste Einzelausstellung statt, im Zentrum «Le bain au soir d'été», doch Jugendlichen war der Zutritt untersagt, Aktdarstellungen galten als anstössig in unserem Land. Und daran sollte sich so schnell nichts ändern.

Doch bereits damals kauften die aufgeschlossenen Kunstfreunde der Zürcher Kunstgesellschaft ein Vallotton-Bild, «La Visite», und seither erweiterte sich die Vallotton-Sammlung des Museums beständig. Über fünfzig Werke sind es heute, und sie werden nun zusammen mit jenen einer Schweizer Privatsammlung (der Name wird diskret verschwiegen) präsentiert. Ein fabelhaftes Unternehmen.

Mit einem bitteren Beigeschmack. Einem skandalösen sogar. «Le bain au soir d'été», das zu sehen sein wird, gehört der Gottfried-Keller-Stiftung. Dahinter verbirgt sich, das heisst wurde verborgen, die visionärste Mäzenin ihrer Zeit, Lydia Welte-Escher (1858–1891). Die Tochter des Eisenbahnkönigs hatte ihr gigantisches Vermögen einer Kunststiftung verfügt. Sie sammelte, förderte, wurde später für wahnsinnig erklärt, doch dank ihres Lebenswerks ist dieses Bild öffentlich für alle. Wer Vallotton sagt, muss Lydia denken, nicht nur diesen Sommer.

Félix Vallotton: Schöne Zeiten. Kunsthaus Zürich, ab 5. Juli



Bestseller

Belletristik

- 1 (-) **Martin Suter:** Allmen und die Dahlien
(Diogenes)
- 2 (1) **Dan Brown:** Inferno (Bastei Lübbe)
- 3 (2) **Donna Leon:** Tierische Profite
(Diogenes)
- 4 (3) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ...
(Carl's Books)
- 5 (4) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Brandung (Kiepenheuer & Witsch)
- 6 (9) **Stephen King:** Joyland
(Heyne)
- 7 (5) **Blanca Imboden:** Wandern ist doof
(Wörterseh)
- 8 (6) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Verhältnisse (Kiepenheuer & Witsch)
- 9 (7) **Arno Camenisch:** Fred und Franz
(Engeler)
- 10 (8) **Martin Walker:** Femme fatale (Diogenes)

Sachbücher

- 1 (1) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (Arkana)
- 2 (3) **Eben Alexander:** Blick in die Ewigkeit (Ansata)
- 3 (5) **Barbara Kopp:** Laure Wyss (Limmat-Verlag)
- 4 (4) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (Weltbild)
- 5 (10) **Wilfried Meichtry:** Mani Matter (Nagel & Kimche)
- 6 (-) **Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (Weltbild)
- 7 (2) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (Gräfe und Unzer)
- 8 (6) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 9 (8) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Kochbuch (Weltbild)
- 10 (-) **Christoph Bohn:** Zürich geht aus! (Überblick)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Casting-Show

Am Mittwoch startete in Klagenfurt das Wettlesen um den Ingeborg-Bachmann-Preis. Das Ritual ist seit 37 Jahren dasselbe: Autoren lesen ihre Texte vor, danach werden sie von einer Jury kritisiert, manchmal gar niedergemacht, zur Freude des Kulturpublikums, das auf 3sat das Spektakel live mitverfolgen kann. Möglicherweise findet der Wettbewerb dieses Jahr zum letzten Mal statt: Der ORF hat seinen Ausstieg angekündigt. Das drohende Ende des Wettbewerbs wird gerade von jenen Literaten laut beklagt, die sich noch vor einigen Jahren über die Gesangs-Casting-Shows aufregten – als ob hier ein grosser Unterschied bestünde. Vielleicht ist nun auch in der Literatur die Zeit gekommen für etwas Neues. Wir schlagen vor: ein Autoren-Dschungelcamp. (rb)

Legenden

Der Mann, der Marilyn's Chiffon war

Marilyn Monroe machte Bert Stern zum ersten Pop-Fotografen des 20. Jahrhunderts. Nun starb Stern in New York, ein «Mad Man» der Werbefotografie. Von *Daniele Muscionico*



Martini im Wüstensand: Fotograf Stern.

Legenden sind unsterblich. Und Bert Stern war eine. Eine Doppellegende sogar, denn seine Legende war von einer Legende gemacht. Von Marilyn Monroe! Dass der Fotograf am 26. Juni im Alter von 83 Jahren verstarb, ist demnach nur ein Gerücht. Stern lebt, genauso wie Marilyn Monroe lebt, für immer.

Stern fotografiert sie alle, die Idole und Ikonen des glamoursüchtigen und konsumgeilen, des auf Brands und Beautys versessenen Amerika der fünfziger und sechziger Jahre: Audrey Hepburn, Gary Cooper, Truman Capote, Twiggy, Elizabeth Taylor, Noxzema Hautcreme, One-A-Day-Vitamine, Wish-Bone-Salatsauce – und, natürlich, Marilyn Monroe.

Glückssucher aus Brooklyn

Bert Sterns Geschichte ist die Geschichte eines Glückssuchers aus Brooklyn, die Geschichte eines Zufalls und einer Champagnerflasche. Einer Kiste Champagner, genau genommen. Sie, ein paar Chiffontücher und einen Paken Geduld brachte der 33-jährige *Look*-Fotograf im Juni 1962 mit zu dem Auftrag für die amerikanische *Vogue*. Die Arbeit würde Stern in ein neues Universum katapultieren und den Werbefotografen für Martini zu Monroes «Mad Man» machen: die Fotosession mit Marilyn in einem Bungalow des

Hotels «Bel-Air» in Los Angeles. In drei Tagen und Nächten und in 2571 Bildern entstand ein Kapitel Fotogesichte, das später unter dem Namen «The Last Sitting» Schlagzeilen schrieb. Acht Seiten in der *Vogue* nach Marilyn's Tod, denn die Fama besagt, dass Stern ihr letzter Fotograf gewesen sei.

Auch das stimmt nicht, wie vieles erschwindelt ist, fantasiert in der Biografie eines Maniacs, begnadet, an seiner Legendenbildung genauso mitzuwirken wie die Journalisten und Stars seiner Entourage. Oder Stanley Kubrick, damals der Mitarbeiter bei *Look*, der ihn protegierte. Wahr ist, Sterns Aufnahmen waren Marilyn's letzter grosser Auftritt auf Filmmaterial. Sechs Wochen später schied sie aus dem Leben. Mindestens so wahr ist aber auch, dass der Star auf der Suche nach einem neuen Image jenseits des Sexidols später auch andere Shootings gemacht hatte.

Ein X mit rotem Nagellack

Dass Sterns Session die am umfangreichsten dokumentierte mit der bereits elenden, von Drogen zerrütteten Ikone war, hat einen einzigen Grund. Und der ist moralisch nicht über jeden Zweifel erhaben – wenn denn Moral in dieser Geschichte nicht eine blauäugige Kategorie wäre: Stern veröffentlichte sämtliche Bilder, auch jene, die die Monroe zensiert hatte, auf den Kontaktabzügen mit rotem Nagellack mit einem X dem Exitus verschrieben oder mit einer Haarnadel zerkratzt.

Denn *good boy* Bert wusste genau, welchen Schatz er mit dem Material besass. Am Ende

Er fotografierte sie mit einer Besessenheit, als gehörte sie ihm.

von «The Last Sitting» setzte er sich auf die Bettkante mit der Bettschönen, er und Marilyn gemeinsam im Spiegel. Das Doppelporträt ist als Stillleben verruchter Stunden orchestriert, einer champagnerseligen Kumpelerei, bei der klar wird, wer oben und wer unten lag – zumindest psychisch, über die physische Gemengelage schwieg sich der Fotograf stets geheimnisvoll aus. Stern hatte mit vielen seiner Modelle Affären, oder zumindest liess er sich solche gerne nachsagen. Stern und Monroe auf einem und demselben Bild, das sind der Puppenspieler und die Puppe, die sich von der ge-



Puppenspieler und Puppe: Monroe und Stern, 1962.

meinsamen Zusammenarbeit je ihren Karrierekick erhofften. Doch nur für Stern wurde die Hoffnung wahr.

Monroe war seine Tür in die Welt der Stars, des Jetsets, und Stern genoss es, Teil davon zu sein. Er fotografierte sie mit einer Besessenheit, als gehörte sie ihm, bekannte er später in der Arte-Doku «Bert Stern – The Man Who Shot Marilyn». Bald schaffte er sein manisches Pensum nur noch unter Drogen.

Umstürzlerisches Sujet

Dabei ging in der Wirkung dieses Fotografen vergessen, was er tatsächlich einmal Bahnbrechendes geleistet hatte, am Anfang seiner Karriere. In den fünfziger Jahren, 1953 genau, hatte Stern den grossen Bruch, den Durchbruch der traditionellen Werbefotografie geschafft in ein ernstzunehmendes Genre.

Als Stern zu fotografieren begann, war er Anfang zwanzig und Soldat im Koreakrieg. Zurück im zivilen Leben, kam er in einer Werbeagentur unter und bekam, was für ein Glück, schnell seinen ersten grossen Auftrag – eine Kampagne für Smirnoff-Wodka. Smirnoff, ein Russe? Amerika befand sich mitten im heissen Kalten Krieg! Stern abstrahierte, kombinierte, russischer Wodka konnte nur über den uramerikanischen Martini-Cocktail

positiv besetzt werden, so viel war klar. Und, ein Martini musste immer trocken sein, also dry. Im Gegensatz zu den damals üblichen Arrangements gutgelaunter Party-People kam Stern auf ein umstürzlerisches Sujet: Er positionierte streng symmetrisch einen Martini im roten Wüstensand vor die unscharfe Pyramide von Gizeh, die sich bei ihm kopfunter im Cocktailglas spiegelte. Die besoffene Pyramide war der Beginn einer Revolution in der Werbefoto-

Die besoffene Pyramide war der Beginn einer Revolution in der Werbefotografie.

grafie. Die «Mad Men» der Werbebranche waren begeistert und erkannten: Sterns Werbung war der Quantensprung geglückt in eine eigene ästhetische Kategorie. Agenturen, Modefirmen und Magazine rissen sich fortan um den Fotografen.

Stern nannte sich in den letzten Jahren in Anspielung auf die Fernsehserie über eine New Yorker Werbeagentur in den sechziger Jahren gerne «The Original Mad Man». Als hätte er geahnt, dass seine Bilder stets Propaganda waren. Mit Marilyn Monroe als dem erfolgreichsten Werbefeldzug zum eigenen Nutzen. ○

Jazz

Multimusikalisches Universum

Von Peter Rüedi

Daniel Humair, der eine der beiden vitalen Elder Statesmen unter den Schweizer Schlagzeugern (der andere: Pierre Favre), ist nicht bekannt für weltmusikalischen Firlanz. Er kommt aus dem harten Zentrum des Jazz, ist offen für allerlei Extravaganzen, aber immer interessiert an einer (wie extensiv immer ausgelegten) Qualität wie Swing. Kein Gralshüter des «einzig wahren Jazz», ist er immer neugierig auf Begegnungen mit Musikern, die seine Enkel sein könnten. Für die ist die Arbeit mit ihm allerdings eine Art Ritterschlag.

Auf seiner jüngsten CD, «Sweet & Sour», sind das (ausser dem Bassisten Jérôme Regard) der Saxophonist Emile Parisien und der Akkordeonist Vincent Peirani. Was erklärt, dass Humair für «Thrill Box», die Neuerscheinung des Letzteren, empathische *liner notes* beisteuert. Er spricht nicht von World Music, sondern von Peiranis «univers <multimusique>», und eben ein solches steckt der Akkordeonist mit Jahrgang 1980 ab – eben nicht als ein Drunter und drüber beliebiger Versatzstücke, sondern in einem Bilderbogen scharfer Einzelaufnahmen aus unterschiedlichen Zeitzonen und Weltgegenden. Der Reisende ist immer der Gleiche, im Gepäck die «Thrill Box», sein Akkordeon. Das ist zu serenem Kantilenen in der Lage und zu vollen Orgellängen, zu wild abgerissenen rhythmischen Akzenten, übermütigen Musette-Drehern und wilden Balkantänzen. Peiranis Akkordeon ist eine ganze Welt.

Umso mehr ist das Zusammenspiel mit seinem pianistischen Partner Michael Wollny zu bewundern. Die beiden kommen sich nie in die Quere, kumulieren sich gelegentlich zu rauschender Klimax, organisieren sich handkehrum in durchsichtigen Polyfonien, und in einfachen Folksongs begleitet Wollny Peirani im hohen Register wie eine Sängerin. Dazu kommen der sonore Bass von Michel Benita und, je auf zwei Stücken, Bassklarinette und Bandoneon von Michel Portal und das Sopranos von Emile Parisien. Fabelhaft vielseitig, aber kein Allesinalem und Einerlei. Alle sind Jazzmusiker in dieser «Thrill Box». Aber keiner macht ein Aufheben davon.



Vincent Peirani (Michael Wollny, Michel Benita): Thrill Box. ACT 9542-2
Daniel Humair: Sweet & Sour. Laborie Jazz

Top 10

Knorr's Liste

1	Child's Pose Regie: Calin Peter Netzer	★★★★★
2	Monsters University Regie: Dan Scanlon	★★★★★
3	Before Midnight Regie: Richard Linklater	★★★★☆
4	Side Effects Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
5	Iron Man 3 Regie: Shane Black	★★★★☆
6	Epic Regie: Chris Wedge	★★★★☆
7	World War Z Regie: Marc Forster	★★★★☆
8	Man of Steel Regie: Zack Snyder	★★★★☆
9	The Place Beyond the Pines Regie: Derek Cianfrances	★★★★☆
10	Star Trek Into Darkness Regie: J. J. Abrams	★★★★☆

Kinozuschauer

1 (-)	World War Z Regie: Marc Forster	34 551
2 (2)	Monsters University (3-D) Regie: Dan Scanlon	16 323
3 (1)	Man of Steel Regie: Zack Snyder	11 865
4 (3)	Hangover 3 Regie: Todd Phillips	10 279
5 (4)	The Place Beyond the Pines Regie: Derek Cianfrances	7 885
6 (5)	Fast and Furious 6 (3-D) Regie: Justin Lin	5 359
7 (-)	The Host Regie: Andrew Niccol	4 071
8 (7)	The Big Wedding Regie: Justin Zackham	3 875
9 (6)	Olympus Has Fallen Regie: Antoine Fuqua	3 643
10 (-)	Before Midnight Regie: Richard Linklater	2 896

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Stirb langsam 5 (Fox)
2 (2)	Django Unchained (Sony)
3 (3)	The Impossible (Ascot Elite)
4 (4)	The Last Stand (Impuls)
5 (5)	Flight (Impuls)
6 (7)	Der Hobbit (Warner)
7 (6)	Zero Dark Thirty (Universal)
8 (-)	Hitchcock (Fox)
9 (-)	House at the End of the Street (Ascot Elite)
10 (-)	Breaking Bad – Season 5 (Sony)

Quelle: Media Control



Grosser Wurf: Dickens-Verfilmung «Bleak House».

DVD

Verschlungene Wege, wilde Intrigen

Die BBC hat Charles Dickens' «Bleak House» vorbildlich verfilmt. Jetzt ist das Werk auf DVD erhältlich.

Von Wolfram Knorr

Wer hat den ersten Krimi geschrieben? Bis heute wird noch gerne darüber gestritten, ob es wirklich Edgar Allan Poe war mit seiner Erzählung «The Murders in the Rue Morgue» (1841). Andere halten mit Wilkie Collins' «The Woman in White» (1860) dagegen, und Hardcore-Fundis sehen den Ursprung sowieso bei Kain und Abel. Auch noch ein anderer wird gerne genannt, dessen Werk voll ist von Verbrechen und kriminellen Handlungen: Charles Dickens. Von 1852 an publizierte er in zwanzig Fortsetzungen bis 1853 ein besonders düsteres Werk: «Bleak House». In den zahlreichen Handlungssträngen des Romans – im Mittelpunkt steht ein ewiger, alpträumhafter Erbschaftsstreit – ermordet eine vornehme Lady einen Anwalt, der ihr angedroht hat, dem Gatten von einem früheren Seitensprung zu erzählen. Ein nicht ganz astreiner Polizeidetektiv namens Bucket macht sich an die Aufklärung. Weil der aber kein Sympathicus ist, finden sich nur wenige, die Dickens' «Bleak House» zu den Krimis zählen. Später hat er tatsächlich einen geplant und auch angefangen zu schreiben («The Mystery of Edwin Drood»), der Roman blieb aber unvollendet, da Dickens nach sechs Kapiteln gestorben ist (1870).

Jetzt hat erstmals die BBC den Roman in einem 15-Teiler verfilmt. Lange galt er wegen seiner vielen Charaktere als kaum verfilmbar.

Andrew Davies, Bühnen- und Drehbuchautor («Bridget Jones»), hat es gewagt und eine brillante Adaption geschaffen. Hilfreich fürs Gelingen war auch die Darstellerriege, von Gillian Anderson («Akte X») über Carey Mulligan («The Great Gatsby») bis Charles Dance («Game of Thrones»). Verschlungen sind die Wege und Pfade der Figuren, die dennoch miteinander zu tun haben. Da gibt es die Waise Esther Summerson (Anna Maxwell Martin), die von Mr. Jarndyce, der im Erbschaftsstreit steckt, als Haushälterin in Bleak House angestellt wird; da versucht der eiskalte Jurist Tulkinghorn (Charles Dance), Lady Dedlock (Gillian Anderson) unter Druck zu setzen et cetera.

Der BBC gelang mit «Bleak House» (mehrfach ausgezeichnet) ein grosser Wurf. Der Detailreichtum und die typische dickenssche Welt werden akribisch abgebildet und entfalten ein herrlich intensives Lokalkolorit. In allen sozialen Schichten spielend, durchleben die Figuren ihre Irrungen und Wirrungen, werden vom Schicksal gebeutelt oder sind Opfer von Intrigen. Ein herrliches Konstrukt und auch eine sanfte Satire aufs Rechtswesen. Spannend ist das allemal. Bereits 2005 entstanden, lief die Serie natürlich auch im Fernsehen, aber eine DVD-Box ist zweifellos besser, weil es keine Wartezeiten zwischen den Folgen gibt. Nostalgie, Psychologie und Spannung

pur. (3-Disc-Set, Deutsch/Englisch mit UT und Bonusmaterial) ★★★★★

Weitere DVDs

The Paperboy — Pete Dexter («Paris Trout», «Deadwood») gehört zu den schwärzesten der amerikanischen Noir-Autoren. Sein Stil ist lakonisch-trocken und sehr filmisch. «The Paperboy», bereits 1996 erschienen und kürzlich im Liebeskind-Verlag in deutscher Übersetzung herausgekommen, wurde vom afro-amerikanischen Regie-Talent Lee Daniels («Precious») recht eigenwillig verfilmt. Im vergangenen Jahr lief der Film in Cannes und wurde nicht gerade einhellig aufgenommen. Einen Verleih fand er bislang nicht. Seltsam, denn Daniels' Version ist faszinierend. Sie spielt im subtropischen Klima Floridas der späten Sechziger, der gefeierte Reporter Ward Jansen (Matthew McConaughey) kehrt nach Hause in sein schwüles Provinzkaff zurück, um zu beweisen, dass Hillary Van Wetter (John Cusack) den Mord am Sheriff nicht begangen hat. Charlotte Bless, eine vulgäre platinblonde Tussi (Nicole Kidman), will den Todeskandidaten heiraten und mit Hilfe des Reporters Van Wetter freibekommen. Die Geschichte – schwielige Atmosphäre, latenter Rassismus, unterdrückter Sex – wird aus der Perspektive von Wards jüngerem Bruder (Zac Efron) erzählt. In der verschwitzten Tranig-



M. McConaughey (l.) und Z. Efron in «Paper-Boy».

keit liegt die Spannung. (Deutsch/Englisch mit UT und Bonusmaterial) ★★★★★

Hit & Miss — Auftragskiller sind in den meisten Fällen emotionslose Typen, verschlossen, auf Anonymität bedacht. Mia (Chloë Sevigny) fällt da komplett aus dem Rahmen: Sie ist eine transsexuelle Killerin, war mal ein Mann und



Killerin Mia (Chloë Sevigny) in «Hit & Miss».

entschied sich dann, als Frau zu leben. Ausgerechnet sie wird plötzlich Vormund von vier Kindern, denen auf tragische Weise die Mutter stirbt. Eine bizarre Geschichte, die glaubhaft erzählt wird. Mia muss sich für eine Identität entscheiden. Ort der Handlung dieser britischen Mini-Serie ist eine trostlose Dünenlandschaft irgendwo in England. In «Boys Don't Cry» (1999) war Sevigny ebenfalls in der Rolle einer Transsexuellen zu sehen, für die sie – neben Hilary Swank – für den Oscar nominiert wurde. (6 Folgen, Deutsch/Englisch mit UT und Bonusmaterial) ★★★★★

1984 — Zweimal wurde George Orwells Klassiker über den Überwachungsstaat verfilmt. Die zweite Version natürlich 1984. Doch die wirklich packende Verfilmung entstand 1956 mit Edmond O'Brien, unter der Regie von Michael Anderson. Ein genialer Wurf, schwarzweiss, ein echter Albtraum. Jetzt wieder auf dem Markt. Big Brother ist wieder aktuell. Leider ist die Ausstattung der DVD dürftig. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Finden Sie Claire Danes, die in der Serie «Homeland» die obsessive FBI-Agentin spielt, auch so grossartig? Die übertrifft doch alles Weibliche, was man sonst auf der Leinwand zu sehen bekommt. Ist die auch schon früher in Rollen aufgefallen?

H. P., Luzern



Sie ist grossartig, hat aber in einer Serie auch mehr Entfaltungsmöglichkeiten als in einem Spielfilm. Trotz ihrer stattlichen Filmografie muss ich gestehen, dass sie mir nicht

einmal als Julia in Baz Luhrmanns «William Shakespeare's Romeo + Juliet», an der Seite von Leonardo DiCaprio, besonders aufgefallen wäre. Sie besitzt offenbar auch im Privaten jene Eigenschaften, die sie in «Homeland» ausspielen kann: Sturheit, Durchsetzungswillen, Verbohrtheit. Zugleich aber hat sie sich nicht im Griff und muss zu Pharmaka greifen. Genau in diesem Widerspruch trifft sie, sehr authentisch, den Zeitgeist.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

De Wecks «Medienclub»

Von Rico Bandle

Die SRG hat ein neues Themenfeld entdeckt: die Medienkritik. Vor einigen Wochen strahlte das Fernsehen SRF 1 den ersten «Medienclub» aus, vor wenigen Tagen Radio SRF 4 News den ersten «Medientalk». Die Idee dazu stammt von SRG-Generaldirektor Roger de Weck. Schon vor zwei Jahren kündete er an, der Medienkritik mehr Platz einzuräumen.

Klar, das Thema behagt de Weck, er referiert selber gerne endlos über die Medien und deren Bedeutung. Doch die Einführung der neuen Sendungen hat auch eine medienpolitische Dimension: De Weck sieht die SRG als staatstragendes Zentrum des Schweizer Mediensystems, er selbst liebt es, den gutmütigen, aber strengen Patron der Szene zu geben. Um diese Rolle zu legitimieren, setzt er alles daran, die privaten Medien auf seine Seite holen. Im Rahmen des Online-Ausbaus der SRG wiederholte de Weck, wie wichtig es wäre, dass die SRG und die Privaten zusammenarbeiteten – selbstverständlich unter seiner Schirmherrschaft. Die neuen Mediensendungen erscheinen wie eine Fortsetzung dieser Avancen: Indem de Weck einflussreiche Zeitungsjournalisten in TV- und Radio-Diskussionsrunden einlädt, werden sie in den SRG-Kreis eingebunden.

Leidtragende dieser Umarmung sind Zuschauer und Zuhörer. Im «Medienclub» zogen einige moralisch erhabene Journalisten und Medienwissenschaftler zwei Stunden lang über den Blick her und warfen dem Boulevardblatt mangelndes Verantwortungsbewusstsein vor. Das ist etwa so erkenntnisreich, wie wenn Gourmetköche und Ernährungswissenschaftler einem Bratwurstverkäufer vorwerfen, dem Volk ungesundes Essen vorzusetzen.

Die Radiosendung vom Samstag war da schon etwas interessanter, auch weil die Runde kleiner war. Der Publizist und Edipresse-Mann Peter Rothenbühler überraschte mit Kritik an den Journalisten im eigenen Haus: Mit ihren Offshore-Leaks-Enthüllungen hätten sie sich selbst diskreditiert. Viel mehr gab es aber auch hier nicht zu erfahren.

«Medienclub»: In unregelmässigen Abständen am Dienstag, 22.20 Uhr auf SRF 1.

«Medientalk»: Jeweils am letzten Samstag des Monats, 10.30 Uhr, Radio SRF 4 News.

Disco und Tränen

Wetter schlecht, Stimmung gut: Ballettfreunde und Feinschmecker sind in Feierlaune. *Von Hildegard Schwaninger*



Elementares Ereignis: Denise Gaydoul-Schweri, Elmar Gaydoul im Opernhaus.

Die Eltern von Unternehmer **Philippe Gaydoul** sind zwar seit Jahrzehnten geschieden, aber bei elementaren Kunst-Ereignissen sieht man **Elmar Gaydoul** und **Denise Gaydoul-Schweri**, die Tochter von **Karl Schweri**, zusammen. So im Opernhaus Zürich bei der Verleihung des Tanzpreises für das Ballett. Denise Gaydoul-Schweri ist Mitbegründerin der Freunde des Balletts.

Man feierte das Dreissig-Jahre-Jubiläum der Freunde des Balletts. Gründungsmitglieder sind auch Ex-Stadträtin **Monika Weber** und **Luzius Sprüngli** (Schokolade). Und Journalistin **Charlotte Peter**, die hoch in den Achtzigern steht und nach wie vor als Reiseleiterin die Welt umrundet. Gerade kam sie, neuerdings blond, aus Moskau. Ausgezeichnet wurden die Tänzer **Yen Han** und **Arman Grigoryan**, die von **Heinz Spoerli** nach Zürich geholt wurden und in der Truppe des neuen Ballettchefs **Christian Spuck** Publikumsliebhaber blieben.

Weiter gaben die sechshundert Ballettfreunde ihre Stimme den Junior-Balletttänzern **Madoka Kariya** und **Andrei Cozlac**. Ein ergreifender Abend. Erst wurde «Leonce und Lena» aufgeführt, am Schluss gab es Disco auf der Bühne. Und Tränen. Denn einige Künstler verlassen die Truppe und ziehen weiter. Unter ihnen **Sarah-Jane Brodbeck** (Schweizer Vater, australische Mutter), die ein Engagement in Stockholm hat.

Das Zürcher Foodfestival «Il Tavolo», das in zweiter Auflage über die Bühne ging, gibt den Gastronomen Gelegenheit, sich einmal selbst in Szene zu setzen. In ihrem Dienstleistungsberuf müssen sie ihr Ego in den Hintergrund stellen. Immer geht der Gast vor («Der Gast ist König»). Beim Foodfestival, dem Werbeanlass für Zürich und seine Köche, stehen sie selbst im Zentrum, feiern und rücken ihre Produkte ins rechte Licht. Die Korona der Branche war beim Eröffnungsabend im Lichthof der CS vertreten.



«Il Tavolo»: Müller-Möhl, Ronnie Sausser.

In **Dieter Meiers** Lokal «Bäregasse» ging die grosse Fete ab. Man ass, trank und versuchte sich zu amüsieren. Unternehmer **Samih Sawiris**, Opernhaus-Intendant **Andreas Homoki**

und Stilberater **Clifford Lilley** waren als Hobbyköche engagiert, hübsche Ladys brachten Glamour: Unternehmerin **Carolina Müller-Möhl**, Ex-Miss **Silvia Affolter**, Style-Journalistin **Sandra Bauknecht**. Gesichtet: **Dominique Godat**, Ex-Direktor «Kulm Hotel St. Moritz», Unternehmer **Patrick Liotard-Vogt** (Small World), Modeunternehmerin **Trudie Götz** und Architekt **Heinz Müller**, der Kölner Hotelbesitzer **Thomas H. Althoff**.

Aurélie Sulzer, die Frau von **Tom Sulzer** und Ex-Frau von **Oliver Wolfensberger**, hat von der Natur eines der grössten Geschenke mitbekommen – Schönheit –, aber gegen das schlechte Wetter ist auch sie nicht gefeit. Die aus Paris stammende Mutter von vier Kindern feierte ihren vierzigsten Geburtstag in der «Seerose». Das Wetter war schlecht, die Stimmung gut. Alle Gäste kamen in Weiss.

Der Komiker **Rob Spence**, berühmt seit seinem Gastspiel im Zirkus von **Rolf Knie**, wird in Arosa die 1.-August-Rede halten. Arosa ist seit dem «Humor-Festival» quasi zertifiziertes Zentrum des Schweizer Humors. Spence, halb Schweizer, halb Australier (sein Kabarettprogramm heisst «KänguMuh!»), gibt am Nationalfeiertag «Ratschläge für den artgerechten Umgang mit den Schweizern».



«Artgerechter Umgang»: Komiker Spence.

Die hübsche Gastrounernehmerin **Dominique Marcus**, Tochter von Zahnarztgattin **Susi Tribò** und Polospielerin, war eine Zeitlang auf der Suche nach dem Richtigen – jetzt hat sie es gefunden. Ihr Café «Höschgasse 33» ist ein richtiger *meeting point* geworden. Ein gemütlicher Quartiertreff, wo es gute Suppen, feine Salate und raffinierte Cupcakes gibt. Das Lokal eignet sich auch für geschlossene Gesellschaften. Letzten Samstag stieg dort eine Geburtstagsparty. **Christoph Stuker**, Nachfahre der bekannten Auktionsfamilie **Jürg Stuker**, Bern, feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. **Dominique Marcus** verwöhnte die Gäste mit Wein, Würstchen und Cremeschnitten.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Goldene Zukunft

Die Hausfrau Cornelia Ackermann*, 25, und der Landschaftsgärtner Henrik Gloor*, 32, haben kürzlich geheiratet. Sie sind heroinsüchtig und wagen nun den Neuanfang.



«Es kann funktionieren.»

Henrik: Ich kam über die Clique zu den Drogen. Zuerst wurde gekiffert, dann nahmen wir Kokain und schliesslich Heroin. Zuerst fühlt man sich super und unverwundbar. Nach dem x-ten erfolglosen Versuch, nie mehr etwas zu nehmen, sage ich heute: «Man schliesst von Anfang an einen Pakt mit dem Teufel.» Seit vielen Jahren zieht es mich in der einen oder andern Form immer wieder hinein. Man gibt sich dermassen viel Mühe mit dem Ausstieg, und dann ist diese gigantische Gier wieder da: Der Anblick eines Junkies auf der Strasse kann ausreichen, dass man einen Rückfall hat.

Cornelia: Ich spritze Heroin, seit ich achtzehn bin. Manche meinen, Heroin sei nur etwas für die Alten, für jene, die auf dem Platzspitz abhingen. Es stimmt nicht, Heroin kursiert wie eh und je. Trotzdem sind wir keine verelendeten Gassen-Junkies, der Stoff ist gut, es gibt auch ein grosses Hilfsangebot. Aber die Sucht ist für die Liebe ein Problem und eine Riesenbelastung. Jetzt haben wir das Kind, es ist neun Monate alt, und wir wollen, dass es bei uns bleiben kann. Ich selbst hatte eine heroinsüchtige Platzspitz-Mutter, sie starb an einer Sepsis mit 38 Jahren. Meine Kindheit war schwierig, und statistisch bin ich die Bestätigung, dass solche Kinder süchtig werden.

Henrik: Diesen Teufelskreis wollen wir unserem Sohn ersparen. Ich blieb ja immer voll berufstätig, finanziell stehen wir auf halbwegs stabilen Beinen, konsumieren vielleicht noch einmal pro Monat. Aber es ist jedes Mal eine deprimierende Niederlage. Zuerst dachten wir, dass wir uns gegenseitig helfen könnten. Als ich Connie kennenlernte, gefiel mir an ihr, dass sie fröhlich ist, eine aufgestellte Frau, nicht so verbittert wie andere Junkie-Frauen. An dieser Bitterkeit, aber auch an den Problemen, die der Suchtalltag kreierte, zerbrachen alle meine früheren Beziehungen, auch meine erste Ehe. Gegenseitig helfen konnten wir uns nicht, aber mit Connie möchte ich trotzdem zusammenbleiben.

Cornelia: Aus Liebe und aus Verantwortung dem Kind gegenüber entschieden wir uns, im Herbst nach Moskau zu reisen, um eine Transmodulationsblockade durchführen zu lassen. Das Verfahren wurde vom russischen Mediziner Michail Zobin entwickelt. Es ist, als würde im Hirn die Heroingier ausgelöscht. Dass es funktionieren kann, sehen wir an einigen bis dahin abhängigen Kollegen, die seither suchtfrei und integriert leben. Offenbar liessen sich bereits Tausende bei diesem Arzt therapieren. Die Schweizer Suchtexperten stehen der Blitztherapie allerdings skeptisch gegenüber.

Henrik: Im Vorfeld muss ein körperlicher Entzug gemacht werden, dann werden zwei Spritzen verabreicht. Die zweite Spritze provoziert bei vollem Bewusstsein einen Atemstillstand. Die Therapie legt das Drogengedächtnis still, sie versiegelt jene Rezeptoren, die für die erneute Lust nach Heroin verantwortlich sind, und nach einem Jahr entwickelt das Hirn gesunde Rezeptoren und kehrt zur Ausgangslage zurück, in der es sich vor der Sucht befand. Wer erneut harte Drogen konsumiert, stirbt sofort. Wir setzen grosse Hoffnungen in diese Reise, die uns im besten Fall ermöglicht, was wir uns so sehnlich wünschen: ein normales Familienleben mit unserem Sohn.

* Namen von der Redaktion geändert.
Protokoll: Franziska K. Müller

Aus den Betten!

Von Andreas Thiel — Stell dir vor, es ist Krieg, und alle sind im Asyl.

Adjutant: General, die Franzosen greifen an!

General: Wie?

Löst sofort in allen Kasernen Alarm aus!

Adjutant: Wozu?

General: Wozu? Na, um die Soldaten aus den Betten zu holen.

Adjutant: In den Kasernen sind schon lange keine Soldaten mehr, da sind nur noch Asylanten.

General: Asylanten?

Adjutant: Haben Sie schon wieder vergessen? Die Truppenunterkünfte wurden alle zu Asylunterkünften umfunktioniert.

General: Und wo sind unsere Soldaten?

Adjutant: Es gibt keine Soldaten mehr.

General: Wozu zahlen wir denn Sold?

Adjutant: Der Sold ist jetzt Taschengeld für die Asylanten. Und der gesamte Verteidigungsetat wird aufgefressen von der Asylantenverpflegung.

General: Dann holt halt die Asylanten aus den Betten.

Adjutant: Wozu?

General: Keine Ahnung, aber schlägt Alarm! Sagt, die Franzosen greifen an.

Adjutant: Aber die meisten Asylanten haben Asyl beantragt, weil sie den Militärdienst verweigert haben.

General: Dann kürzt diesen Militärdienstverweigerern in unseren Kasernen wenigstens die Essensrationen, damit wir wieder Waffen kaufen können.

Oberfeldweibel: General! Die Asylanten in den Kasernen machen einen Aufstand, weil sie gehört haben, dass das Essen rationiert werden soll.

General: Wunderbar. Bewaffnet die Asylanten!

Oberfeldweibel: Wir sollen Waffen an die Aufständischen verteilen?

General: Natürlich. Wenn es ums Essen geht, sind sie offensichtlich doch bereit, zu kämpfen.

Adjutant: Die Frage ist nur, auf wessen Seite.

General: Das werden wir sehen. Bewaffnet die Asylanten! Wenn ihnen etwas an der Freiheit liegt, dann können sie diese auch verteidigen.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Der ideale Pirat

Von Peter Rüedi



Schon klar, der Teufel hockt im Detail. In der Bodenkunde zählt das Kleinteilige. Dennoch: Zuweilen hat die Grenzziehung zwischen Appellationen mehr mit Lokalgeschichte als mit Pedologie zu tun, und der Ortsunkundige fragt sich, was nun einen Bordeaux supérieur aus Lugon von einem unweit daneben gewachsenen Fronsac von einem noch renommierteren Canon Fronsac, erst recht von einem Gewächs des auch nicht weit entfernten Pomerol unterscheidet? Einen Château La Conseillante (billigstes Angebot für den 2009er in der Schweiz: Fr. 232.10) von einem Château Le Conseiller (2009 bei Gazzar: Fr. 21.06)? Dem Pomerol-Freak stehen ob der Vulgarität eines solchen Vergleichs natürlich die Haare zu Berge, und doch liegen zwischen dem Kleinen und dem Grossen vom «rechten Ufer» nur ein paar Kilometer und sechs Parker-Punkte (90 der eine, 96 der andere). Von denen mögen wir halten was immer (dass ein Wein ohne Parker-Segnung kaum mehr zu verkaufen ist, ist eine Degenerationserscheinung) – eine Richtschnur sind sie allemal.

Bon, wir nehmen also unseren Mund voll mit einem Schluck von Le Conseiller, die Restlebensgefährtin und ich, und sind mal wieder zwei Herzen und zwei Seelen. Ist Madame begeistert von der rot- und tieffruchtigen Merlot- und vor allem Cabernet-Franc-Wucht (mit einigen Minz- und Kräuterreflexen), ist mir der Wein zu alkoholisch für einen Bordeaux (erst recht einen kleinen) zu weich, zu fruchtsüss, zu «amerikanisch»; je nach Blickwinkel: zu einfach oder zu präntiös. Um mich gleich zur Ordnung zu rufen: Könnte es sein, dass ich als regelmässiger Verkoster an einer *déformation semi-professionnelle* leide und eine überwältigend angenehme Flasche allein deshalb mit Skepsis bestrafe, weil sie mir zu wenig Widerstand entgegensetzt? Wäre ja auch ein fragwürdiger Snobismus. Jedenfalls ist die Preis-Leistungs-Relation sensationell und dies eine spannende Flasche als Pirat für Blindverkostungen. Wetten, dass unter denen, die Le Conseiller 09 überhaupt im Bordelais verorten, die grosse Mehrzahl auf eine ganz andere Preiskategorie tippt?

Jean-Philippe Janoueix: Château Le Conseiller 2009
Bordeaux supérieur. 14%. Gazzar. Fr. 21.06
www.gazzar-weine.ch

Alarmierend rot und sinnlich

Von Jürg Zbinden

1



3



2



1 — Das Rot der Koralle ist eines der begehrtesten. In der Maquillage ist das Korallenrot eine feste Grösse, Legionen von Lippenstiften malen damit verlockende Kussmünder. Weit exklusiver sind Korallen allerdings noch immer als Schmucksteine. Hier in Form eines Rings in Gelbgold 750 mit einer ovalen Koralle im Cabochon-Schliff (Fr. 8250.–) sowie zweier Ohrclips aus Roségold 750 mit runden Korallen, ebenfalls im Cabochon-Schliff (Fr. 12 500.–). Gerade letztere Kombination – das leuchtende Rot der Korallen vor zartgoldenem Rosé – ist besonders reizvoll. Sämtliche Preziosen sind von Türlar Uhren und Juwelen, Bahnhofstr. 28, am Paradeplatz in Zürich.

2 — «Bird of Paradise» lautet das Sommermotto 2013 des Luxusgüterherstellers Dior. Eine Legende besagt, dass der Paradiesvogel sich in die Lüfte schwingt und nie wieder auf Erden zurückkehrt. Der Addict Jelly Lip Pen «Carioca» (etwa Fr. 38.–) hat drei Nebenbuhler («Ilhabela», «Copacabana» und «Gaïa»), die allesamt brasilianische Lebenslust ausdrücken, aber garantiert nicht davonfliegen. Die reiche Sommerpalette von «Bird of Paradise» umfasst überdies diverse Lippenstifte

sowie irisierend grüne Lidschatten und Nagellacke. Im ausgewählten Kosmetikfachhandel.

3 — Dieses Jahr feiert der Möbelhersteller Ligne Roset den 40. Geburtstag des Dreisitzers «Togo». Vorgestellt wurde er 1973 anlässlich des Salon des arts ménagers im Palais de la Défense in Paris. Sein zerknautschtes Aussehen erinnert an einen Shar-Pei, den chinesischen Hund, und trug ihm nicht eben uneingeschränkte Bewunderung, sondern durchaus auch Skepsis ein. Wie dem Shar-Pei. Dennoch verliehen die Organisatoren dem Schöpfer von «Togo», Michel Ducaroy, den René-Gabriel-Preis. Dieser ehrt Designer, die «innovative und demokratische Möbelkonzepte» entwickeln. Zu den namhaften Vorgängern zählte etwa auch Designlegende Pierre Paulin. «Togo» ist immer noch zu haben, in nicht weniger als 899 Farben (!), in Stoff oder Leder. Das Modell aus dem legendären, nahezu unverwüstlichen Alcantara, in den USA bekannt als Ultra-suede, hat einen Verkaufspreis von Fr. 3337.– und ist erhältlich bei Ligne Roset, Dreikönigstr. 21, in Zürich, oder Neugutstr. 89, in Dübendorf.



Auto

Tausend schöne Dinge

Eine Rundfahrt durch das Domleschg und ein Gespräch über Motoren mit Spitzenkoch Andreas Caminada im offenen Audi RS5.

Das Auto ist der einzige Ort, wo ich einfach meine Ruhe habe. Mittlerweile arbeiten hier dreissig Angestellte, und wenn ich im Betrieb bin, kommen 100 000 Sachen auf mich zu. Deshalb schätze ich die halbe Stunde Fahrt am Morgen und am Abend von meinem Wohnort Fläsch nach Fürstenua ins «Schloss Schauenstein». Das sind Momente, in denen ich den Tag plane oder dann Revue passieren lasse, laut Musik höre oder die Stille geniesse. Das Auto ist meine Höhle ...

Je gediegener ein Wagen ist, desto gediegener ist man selbst. Wenn man hingegen mit einem

RS 5 unterwegs ist, verhält man sich schon auf der Autobahnauffahrt anders und wartet nur darauf, das Gaspedal durchzudrücken. Meine Frau hält mich übrigens für den schlechtesten Autofahrer der Welt, aber das sagen Frauen einfach, weil uns Autos halt Spass machen. Eigentlich bin ich ein gemütlicher Autofahrer, nur die Berge rauf fahre ich gern zackig. Wenn ich in Gedanken bin, kann es sein, dass ich zu schnell werde. Die angezeigte Höchstgeschwindigkeit ändert, und ich bemerke es dann nicht. Es gibt aber auch das Umgekehrte, dass ich zu langsam fahre, weil ich nicht gesehen habe, dass man schneller dürfte.

Audi RS 5 Cabriolet

Leistung: 450 PS, Hubraum: 4163 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 121 900.–, Testwagen: Fr. 137 163.–



K.I.T.T. im Dorf

Mit einem schönen Wagen wie dem RS 5 Cabriolet fahre ich gerne über Pässe, da nehme ich auch einen längeren Weg auf mich. Ich besuche dann zum Beispiel ein Restaurant in der Romandie, weil allein schon der Weg dahin ein Erlebnis ist. Pässe gehören sowieso zum Schönsten, was es für Autofahrer gibt.

Im Domleschg bin ich tief verwurzelt, hier fühle ich mich wohl – das ist die Basis von

allem. Ich bin jetzt seit zehn Jahren hier. Diese Region ist wunderschön, gleichzeitig auf charmante Art verschlafen. Es hat die Burgen, Seen, die Viamala, man kann hier problemlos einige Tage verbringen und wandern, golfen oder Felszeichnungen ansehen. Es gibt tausend schöne Dinge zu entdecken.

Als Junge träumte ich natürlich von Ferraris und all den grossen Marken. Und im Dorf gab es einen, der sein Auto genau wie K.I.T.T. umgebaut hatte – schwarz und mit Bildschirmen in der Armatur –, das war ein Highlight. Mein erstes Auto war ein Mitsubishi, den ich von meiner Mutter übernehmen konnte. Später habe ich in Städten gelebt, wo man gar kein Auto braucht. Mit der Zeit wuchsen die Ansprüche und auch die Freude an Autos. Trotzdem bin ich nicht der Typ, der Benzin im Blut hat. Dann schon eher Kalbsjus oder weissen Tomatenfond – etwas Leichtes halt.

Mit den Motoren ist es wie mit dem Essen. Wenn man mal viel PS bewegt hat, gefällt einem das sehr schnell, und wenn man mal sehr gut gegessen hat, möchte man das auch immer wieder tun. So ist das mit den Dingen, die Spass machen.

Caminada Magazin #2 zum Thema «Glut». Fr. 28.–. Jetzt im Handel oder über www.andreasaminada.com

Aufgezeichnet von David Schnapp



«Das wäre der Lemming-Effekt»: Bekleidungsunternehmer Angeloni, 61.

MvH trifft

Umberto Angeloni

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch über Dinge, die sommers besonders interessieren. Mit einem Italiener, natürlich.

Sie haben mir schon einmal ein Interview gegeben, vor sieben Jahren.» – «Dann muss ich aufpassen, dass ich nicht dasselbe erzähle.» – «Nein, damals sprachen wir über Kleider, Mode, Stil – wichtige Dinge also. Heute reden wir über weniger wichtige Dinge, zum Beispiel die Lage der italienischen Wirtschaft ...» – «Warten Sie eine Minute, wir bestellen zuerst.» (Wir sind im Garten des Innenhofs von Mailands «Four Seasons»-Hotel; die Bestellung ist Weisswein, Chardonnay und Antipasti.) «Nimmt man die wichtigen Parameter – Einfachheit, ein Geschäft zu betreiben, Innovation, Investitionen in Forschung und Entwicklung, in Ausbildung –, figuriert Italien immer wieder am Ende der europäischen Länder, auf Rang 70 oder so der globalen Skala. Man fragt sich: Wie schafft es dieses Land, Kleider- und Schuhmarken, Design- und Nahrungsmittelfirmen zu haben, die zu den besten der Welt gehören?» – «Ja, wie?» – «Wegen der Qualität der verarbeiteten

den Industrie. Es gibt zwar nur wenig Betriebe in den einzelnen Industrien, zum Beispiel Zegna, Canali, Brioni in der Männerbekleidung, aber sie machen immer das Gleiche, seit es sie gibt. Und sie haben sich entwickelt, evolutionär, nicht revolutionär. Nur solche Betriebe überleben; Caruso ist auch so ein Betrieb.»

Caruso ist sein Betrieb, er stellt eher klassische Männerkleidung von hoher Qualität zu mittleren bis hohen Preisen her unter diesem Markennamen (etwa zu kaufen bei Lodenfrey, München) sowie in Lohnarbeit Kleidung für andere Marken. Ausserdem gehört ihm Uman, die Kleidermarke für «the modern rich» (jedes Stück ist blau [oder Blau herrscht vor], und Käufer haben die perfekten Proportionen, Eigenreklame; zum Beispiel bei Barneys New York). Von 1990 bis 2006 war er der Brioni-Chef; er ist mit einer Enkelin des einen Unternehmensgründers verheiratet. Davor war er Professor für Wirtschaft, er wuchs in Somalia auf, lebte in Kanada, wir

sprachen englisch. Ein Haftungsausschluss: Ich habe für Angeloni bezahlte Arbeit geleistet, einen Essay geschrieben, der in der von ihm herausgegebenen Bibliothek über die Männergarderobe erscheinen soll (beim Assouline-Verlag).

«Was ist das Beste am Unternehmerleben?» – «Die Bewegungsfreiheit. Und die Breite sowie die Länge des Horizonts, ohne diese ist man kein Unternehmer oder kein erfolgreicher. Heute sei alles unvorhersehbar geworden, sagen die Leute. Aber ich denke, mit meinem Horizont kann ich planen. Ich schaue nicht, was andere tun, das wäre der Lemming-Effekt. Und ich denke auch nicht: «Ich war erfolgreich in der Vergangenheit, also sollte ich mich wiederholen.» Ich überprüfe meine Ideen an der Realität.» – «Was ist das Beste an Italien?» – «Konsumenten aus der ganzen Welt lieben Italien und italienische Güter. Sie entscheiden, nicht unsere Industrie oder unsere Ökonomen. Wir sind ein sympathisches Land, unsere Geschichte, unsere Kulturschätze ..., das macht Italien magisch; sicher nicht unsere Politik und unsere Politiker.»

«Die Franzosen sind überlegen»

«Reden wir über Fussball und, zuerst, über Kulinariik – Sie und ich assen einmal im «La Veranda», es gab Kalbskutteln.» – «Mögen Sie mich noch?» – «Ja, trotzdem. Isst man das als Italiener in Ihrer Position?» – «Nein, ich fürchte, man hat uns betrogen.» – «Abgesehen von Kalbskutteln, ist Italiens Küche die beste?» – «Die *cuisine* eines Lands wurzelt in dessen Kultur; Japan, China, Frankreich sind Kulturnationen mit grosser Küche. Aber auch hier, Italiens Küche ist netter, weniger snobistisch, weniger überwürzt. Doch ich muss sagen, wenn es um Wein geht, sind die Franzosen immer noch überlegen; auch darin, ihren Wein zu schützen, ihre Marken überhaupt. Italiener sind gierig, jeder Modedesigner entwirft eine zweite, eine dritte Linie; von Chanel gibt es keine zweite Linie.» – «Was sagen Sie zum italienischen Fussball zurzeit?» – «Ich habe keine Meinung dazu und absolut keine Leidenschaft dafür, Entschuldigung.»

«Bleibt ein Eintrag auf der Liste: Sie stellen keine Damenmode her. Weil Sie Frauen verstehen oder nicht verstehen?» – «Nein, weil ich Mode nicht verstehe und darum nicht mache.» – «Was machen Sie dann?» – «Qualität. Doch wie auch immer, die meisten unserer ikonischen Uman-Stücke sind Unisex-Teile, die Frauen auch lieben; Frauen, die Schneiderhandwerk und Details schätzen.» – «Weil's noch Platz gibt: Wie geht es weiter mit Europa – zurück nach oben oder weiter nach unten?» – «Das hängt wahrscheinlich von den deutschen Wahlen im September ab. Ich denke, die Zeit für Austeritätspolitik ist vorbei.» – «Was sind Ihre Sommerpläne?» – «Ich verbringe Zeit in Marbella.» – «Als Italiener?» – «Als Paneuropäer.»

Sein liebstes Restaurant: «Ausserhalb Italiens «Le Grand Véfour», 17, rue de Beaujolais, Paris, Telefon + 33 1 42 96 56 27.



*Bleiben die
Malediven nach
Ihrer Pensionierung
in Reichweite?
UBS Financial
Health Check.*

Jetzt Termin vereinbaren:
Telefon 0800 868 402 oder
www.ubs.com/financialhealthcheck

Vermögensverwaltung ist unser Handwerk seit 1862.
Mit UBS Financial Health Check bieten wir Ihnen bei grösseren
Veränderungen der persönlichen oder finanziellen Situation
eine ganzheitliche Finanzberatung. Diese fundierte Analyse
geht über Anlagen hinaus und identifiziert Handlungsbedarf
und Opportunitäten in allen Bereichen Ihrer Finanzen.
Gerne beraten wir Sie persönlich mit neusten Werkzeugen.
Wo immer Sie es wünschen.

Wir werden nicht ruhen

